

Geschichtenwettbewerb 2015/16

Am Geschichtenwettbewerb beteiligten sich in diesem Jahr 13 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den Klassenstufen 5–12. Folgende Vorgaben gab es für die einzelnen Klassenstufen:

Klasse 5–6:

Schreibe eine Geschichte mit folgendem Anfang: „Wie froh bin ich, dass ich weg bin! ...“

oder zum Thema „Mit dem Stadtgespenst durch Laage (früher oder heute)“

Klassen 7–9:

Denke dir eine Geschichte mit dem Titel „Der Albtraum“ aus. Oder zum Thema „Freundschaft kennt keine Grenzen“

Klassen 10–12

Schreibe eine Geschichte zum Thema „Heimat – was ist das?“ oder: „Manchmal läufst du der Liebe nach. Manchmal kommt sie dir entgegen. Und manchmal, da hängt sie sich dir um den Hals ...“

Verschiedene Jurys aus unterschiedlichen Klassen bewerteten zusammen mit Lehrern gleichberechtigt die Geschichten.

Zu den Juroren gehörten:

Eike Dittmar 10a	Constanze Knoll 10a	Annemarie Kärsten 10a
Isabell Zepik 10a	Tim Roselius 9b	Julian Stolzke 9b
Peer Retzlaff 9b	Michelle Kurz 10e	Lea-Victoria Bendin 10e
Nele Martens 10e	Frau Hagen	Frau Blank
Frau Hartmann		

Die Jury bewertete unter anderem den Inhalt der Geschichte, den Aufbau der Spannung, den Schreibstil und die Gestaltung des Endes. Natürlich ist eine solche Einschätzung immer subjektiv, aber eine Entscheidung musste getroffen werden.

Die für die Juroren besten Geschichten kamen von:

Klasse 5–6	1. Platz:	Leonie Hohenhaus 5a
	2. Platz:	Lea Pietsch 6d

	3. Platz:	Lysann Tietz 5c
Klasse 7-9	1. Platz:	Milena Reisberg 8a
	2. Platz:	Jennifer Lutschak 8a
	3. Platz:	Anneke Polak 8a
Klasse 10-12	1. Platz:	Alina Kusnerek 11b
	2. Platz:	Julia Will 12b

Allen Teilnehmern danken wir für die wunderschönen Geschichten!

Lea Pietsch 6d Ein Tag wie kein anderer, so schrecklich gemein

„Wie froh bin ich, dass ich weg bin!“, hörte man Mara noch ins Haus brüllen, doch dann war sie weg. Mit all ihren Sachen und Koffern stapfte sie hinaus in den Schnee. Sie war so wütend auf ihre Eltern, dass sie sich nicht einmal verabschiedet hatte. Aber jetzt wäre es eh zu spät. Und schon kam ein Schulbus voll mit Kindern aus Maras Klasse um die Ecke gebräust. Mara stieg ein und sie nahm sich vor zu lächeln, als wäre nichts passiert. Doch als sie den Bus nach ihrer besten Freundin Emilie absuchte, verzog sich ihre Miene, denn Emilie saß neben Nora und die konnte Mara schon seit der ersten Klasse nicht leiden. Sie wusste immer noch nicht warum. Plötzlich kam ihre Lehrerin Frau Kahr, sie rief: „Hallo Mara, herzlich willkommen auf unserer Klassenfahrt! Setz dich doch zu Johanna.“ Mara nickte und setzte sich. Sie lächelte, doch eigentlich war sie stinksauer. Mara schaute aus dem Fenster: Bäume, Felder, Autos, Häuser ... einfach zu langweilig, um die Augen aufzuhalten. Sie sah auf die Uhr. Fünf Stunden würde es noch dauern, bis sie in Paris sind. Mara beschloss zu schlafen. Stunde für Stunde verging, inzwischen waren sie schon an Reims vorbei. Noch genau eine Stunde und vierundvierzig Minuten bis nach Paris. Alle waren ganz aufgeregt, doch Mara schlief. – Der Bus fuhr auf einen großen Parkplatz und hielt. Sofort sprangen alle Kinder heraus und liefen umher. Plötzlich hörte Mara eine helle Stimme: „Mara, aufwachen! Wir sind da.“ Mara zuckte und öffnete die Augen. Frau Kahr hatte Recht, sie waren wirklich da. Sie nahm ihren Koffer und ging zusammen mit ihrer Lehrerin zur Unterkunft. Mara sah sich jedes Zimmer an, doch alle waren besetzt, bis auf eins. Ihr stieg die Wut auf. „Na toll“, jetzt musste sie auch noch mit Johanna und Nora in ein Zimmer. Sie ging hinein und packte ihre Sachen in den Schrank. Und das soll eine tolle Klassenfahrt werden? Johanna schlug vor, die Unterkunft zu besichtigen, doch Mara sprach: „Lass mich in Ruhe, du Zicke.“ Johanna erwiderte: „Dann gehen wir eben alleine.“ Mara setzte sich aufs Bett und dachte nach: „Hätte ich bloß kein Theater wegen dem alten Koffer gemacht. Jetzt sind meine Eltern wütend.“ Sie nahm ihr Buch aus der Tasche und las. Ein wenig später kamen die anderen ins Zimmer und riefen: „Abendessen!“ Doch Mara aß nichts.- Dann war Nachtruhe. Doch Mara konnte nicht schlafen, sie hatte schreckliche Bauch- und Kopfschmerzen und Heimweh, es tat ihr so leid, dass sie sich nicht verabschiedet hatte. Nora merkte, dass mit Mara etwas nicht stimmte und lief zur Lehrerin, um es zu berichten. Doch Mara schrie: „Nein stopp, ich will nicht nach Hause.“ Es half alles nichts und sie wurde abgeholt. Das hatte sie jetzt davon. Sie lag im Bett und die anderen hatten Spaß. - Als die Woche vorüber war und Mara halbwegs gesund zur Schule kam, erzählten alle von der tollen Klassenfahrt. Nur Mara konnte nicht mitreden. Traurig setzte sie sich auf ihren Stuhl. Da kamen Emilie und Nora angelaufen und riefen: „Mara, Mara wir haben eine Überraschung für dich.“ Nora überreichte Mara einen Anhänger vom Eiffelturm. „Dreh es mal um!“, rief Emilie. Da stand hübsch eingraviert:

Von deinen lieben Freunden

Mara war ganz außer sich und bedankte sich herzlich bei ihrer neuen Freundin Nora und natürlich bei Emilie mit einer dicken Umarmung. Mara lächelte sie an und sagte: „Entschuldigung.“ Beide gaben sich die Hand und seitdem sind sie allerbeste Freunde.

Leonie Hohenhaus 5a Das Stadtgespenst Urselgursel von Laage

Huhu, ich bin das Stadtgespenst Urselgursel von Laage und 800 Jahre alt. Meine Geschichte beginnt, als ich 600 Jahre alt war und ein neues Zuhause suchte. Ich zog in den Wasserturm, danach ins Rathaus, aber nirgendwo fand ich Ruhe. Durch den Alltagslärm der Menschen konnte ich nicht viel Schlaf finden, um nachts ordentlich zu spuken.

Danach zog ich in die Kirche, um dort die Gläubigen zu ärgern. Doch dort waren die Glocken zu laut, die alle viertel Stunde oder zur Hochzeit und ähnlichem läuteten.

Langsam war ich so erschöpft, dass ich in die Schule zog. Leider kam ich auch dort nicht zu Ruhe. Die Kinder lachten nur und schrien ganz laut herum. Die Pausenklingel war so laut, dass ich danach nichts mehr hörte. Langsam machte mich das wütend. Ich wollte nur durchschlafen am Tage, um nachts zu spuken.

Ein Geist muss spuken, sonst ist er krank. Als ich wieder nicht schlafen konnte, flog ich durch die Schule und fing an, am Tage die Kinder zu erschrecken. Ich machte „BUHHU“, wenn ein Kind die Schublade oder die Tür öffnete. Wenn ein Kind in den Spiegel schaute, erschien ich ihm und machte eine Fratze oder guckte aus der Kloschüssel und rief „BÄH“. Oh, das machte mir so viel Spaß, dass ich anfang, nachts zu schlafen, wo es so schön ruhig war und am Tage erschreckte ich die Kinder in der Schule.

Manchmal flog ich zum Kindergarten hinüber, aber die Kleinen lachten nur und wollten mich anfassen. Danach probierte ich mein Glück im Altersheim, jedoch die Leute dort waren entweder blind, taub oder selber wie ein Geist. Das machte nicht wirklich großen Spaß.

Am besten war es in der Schule. So kam es bald, dass jedes Kind mich kannte und sie schon darauf warteten, dass ich wieder etwas anstellte. Jetzt war ich nicht mehr alleine, nur leider nachts fühlte ich mich sehr einsam.

Ich träumte davon, so wie die Kinder ein richtiges Zuhause mit einer Familie zu haben. Eines Tages beschloss ich mit einem Kind mitzugehen und bei seiner Familie zu leben. Dort angekommen, schrie die Mutter „HILFE, ein Geist!!!“. Der Vater versuchte, mich zu verjagen. Ich beschloss, es am nächsten Tag bei einer anderen Familie zu versuchen und flog alleine zurück in die Schule. Am nächsten Nachmittag suchte ich mir wieder ein Kind aus und folgte ihm. Dieses Kind hatte Haustiere, einen Hund und eine Katze. Die bellten und fauchten, sodass ich Angst bekam und wieder zurück in die Schule flog. Den folgenden Nachmittag flog ich traurig durch die Schule, ich hatte keine Lust auf Streiche und Erschrecken. Dann traf ich auf Hunter. Hunter fragte mich, warum ich heute so traurig bin. Ich erzählte ihm, was ich alles erlebt habe und mir eine Familie wünsche. Darauf sagte Hunter: „Komm mit zu mir und meiner Familie“. Ich freute mich riesig über sein Angebot, hatte aber auch Angst, dass mich da keiner haben will. Hunter erklärte mir, dass seine Familie ein wenig verrückt ist und sich gerne auf Neues einlässt. „Okay, wir probieren es“, war meine Antwort.

Bei Hunter angekommen ging er erst einmal alleine ins Haus, um seiner Familie alles zu erzählen. Die Familienmitglieder freuten sich und holten mich gleich in die gute Stube. Wir verbrachten einen schönen Abend zusammen mit Geschichten über mich, denn sie wollten alles von mir wissen.

Von nun an lebte ich bei Hunter und seiner Familie, dann bei Hunters Kindern, dann bei seinen Enkelkindern und so weiter.

Heute bin ich 800 Jahre alt und wohl der einzige Geist mit einer Familie. Ich habe viel gesehen und erlebt und muss sagen, dass es auch in meinem achthundertjährigen Geisterleben schön ist, bei einer Familie in Laage zu leben, Geborgenheit zu erfahren, aber auch Abenteuer zu erleben.

Sophia Stapel 6d Wahre Freundinnen???

"Wie froh ich bin, dass ich bald weg bin aus dieser Klasse", schluchzte vor einiger Zeit die zwölfjährige Emilia vor ihrer Mutter. Du fragst dich sicherlich: Warum? Ich will es dir erzählen.

Bereits im Alter von zwei Jahren kam Emilia zusammen mit Corinna, Klara, Maria und Selina in den Kindergarten. Diese Mädchen begleiten Emilia bis heute in die 6. Klasse. Emilia ist ein schüchternes, liebes und hilfsbereites Mädchen. Daher wollte schon im Kindergartenalter jedes der Mädchen mit Emilia befreundet sein. Sie zickten sich an und merkten dabei gar nicht, wie traurig sie Emilia damit machten, denn sie stand mitten drin im "Zickentheater" und wurde von einem zum anderen geschubst. Emilia mochte sich schon damals nicht streiten. Außerdem traut sie sich

nicht ihre Meinung zu sagen. Besonders Klara gibt gern den Ton an und will Emilia bis heute vorschreiben, mit wem sie befreundet sein darf. Sie ist die Schlimmste von den vier Mädchen. Sie lud Emilia zu ihrem sechsten Geburtstag unter der Bedingung ein, ihr zwei Geschenke mitzubringen. Emilia weinte und wollte nicht feiern gehen. Sie hatte Angst ausgegrenzt zu werden, wenn sie nicht die zwei Geschenke mitzubringt. Zum Glück klärte das ihre Mutti.

Als die fünf Mädchen dann in die Schule kamen, ging es weiter. Obwohl jeder mit Emilia befreundet sein wollte, fühlte Emilia sich unwohl. Spielte sie mit Selina, kam Maria und zog sie weg und beschimpfte sie. Genauso erging es ihr, wenn sie mit einem der anderen Mädchen spielte. Häufig weinte Emilia, mochte gar nicht in die Schule gehen und wünschte sich so sehr, ihre Meinung zu sagen. Seit der fünften Klasse wird von ihr verlangt, die Hausaufgaben zum Abschreiben vorzulegen. Oft wird sie von Corinna und Selina ausgelacht, weil sie sich nichts traut. Im Unterricht bewirft man sie mit Papierschnipseln. Vor zwei Wochen ist ihr beinahe ein Geodreieck um die Ohren geflogen. Sie traut sich nicht, sich zu wehren. Geht sie zusammen mit Klara, Selina, Corinna und Maria in der Pause in den Supermarkt, wird ihr vorgeschrieben, was sie zu kaufen hat. Einmal hat Maria ihr nach dem Einkauf eine Tüte Gummibärchen weggenommen und diese zusammen mit Selina fast aufgegessen.

In der vergangenen Woche erwischte Emilia Corinna und Klara dabei, wie die beiden ihr Matheheft heimlich aus der Schultasche rausgenommen haben und dabei waren, die Mathehausaufgaben abzuschreiben. Nun reichte es Emilia. Wütend riss sie Corinna und Klara ihr Matheheft weg und legte es zurück in ihre Tasche. Sie war so stolz auf sich, dass sie den Ärger mit dem Abschreiben fast vergaß. Endlich hatte sie sich getraut...

Stolz erzählte Emilia zu Hause ihrer Mutter, wie mutig sie war. Gleichzeitig ist sie froh, dass das Schuljahr bald endet, und sie in eine neue Klasse kommt. Ob sie dort wohl wahre Freundinnen findet?

Nele Rodenhagen 5a Zum Glück nur ein böser Traum

Er schlich durch den Flur. Am Ende war ein roter Knopf. Er ging darauf zu und drückte ihn ganz fest. Ein lautes Geräusch schallte durch den Flur. Hat geklappt! Er drehte sich um und flog, so schnell er konnte, davon.

Puh! Das war anstrengend. Hugo, das Gespenst, ließ sich auf dem Wasserturm nieder. Er erinnerte sich noch an die Zeit, als er sich jede Nacht einen neuen Schlafplatz suchen musste. Stadtscheune, Rathaus und die Ruine auf dem Mühlenberg, er war bei den merkwürdigsten Orten gewesen. Doch dann wurde der Wasserturm 1980 außer Betrieb gesetzt. Seitdem wohnte Hugo hier. Er war zwar nur zum Schlafen hier, aber trotzdem liebte er diesen Ort. Man hatte einen wunderschönen Ausblick und bekam immer alles mit, was passierte durch die Menschen, die unten immer langgingen und erzählten. Hugo ließ sich auf dem Bett nieder und blinzelte zur Schule rüber.

In diesem Moment rannten hunderte Schüler und Lehrer panisch aus den Klassenräumen und das war allein seine Schuld. Doch in diesem Augenblick, in dem sich andere schämen würden, war er auf sich selbst stolz. Die Schüler sollten dankbar sein, dass sie den Unterricht verpassten. Und nicht sauer! Immerhin hatten sie die Ehre, das mitzuerleben, denn das passierte nur alle zwei Jahre, damit es nicht zu auffällig war. Das war echt schade, aber naja, er hatte ja auch noch andere Streiche. Zum Beispiel den Rathaus-Streich. Bei diesem Streich wurden alle Bilder mit Filzstiften angemalt. Es war immer wieder lustig, den vorherigen Bürgermeister mit Schnurrbart, Elfenohren oder mit zwei Hörnern zu verzieren. Aber noch lustiger war der Kindergarten-Streich. Die Essensboten mussten sich wohl wundern, was ein Kindergarten und Hort mit 704 Burgern, 657 Portionen Pommies und 325 Nuggets will. Aber bisher hatte es immer funktioniert.

Hugo hatte gar nicht gemerkt, wie müde er war, und ehe er aufstehen und weiter

herumfliegen und Leute erschrecken konnte, schlief er auch schon ein. Er erwachte von einem Sonnenstrahl, der durchs Fenster fiel. Hugo sprang auf und flog zum Fenster. Er sah auf die Stadt nieder. Doch irgendwas war anders. Er wusste, dass er nur selten schlief. Doch wenn Hugo schlief, dann manchmal sogar Wochen. Natürlich veränderte sich immer wieder etwas, aber jetzt und hier erschien ihm alles anders. Das war nicht mehr sein altes, schönes Laage, sondern eine hochmoderne Stadt mit Robotern überall. Er war bestürzt, denn da, wo die Wiesen und Pferde waren, standen Hochhäuser. Hugo flog los in Richtung Camp-Wiese. Und tatsächlich: Dort, wo früher mal das große Feld gewesen war, waren jetzt tausende Hochhäuser. In der Mitte, in die ein riesiges Hochhaus hineingepasst hätte, stand ein Parkhaus. Aber es war nicht einfach ein Parkhaus, es schien unter dem Parkhaus noch etwas Besonderes zu sein. Denn dort standen starke Wachen. Es musste etwas sehr, sehr Wichtiges sein. Er flog aufgeregt darauf zu. Was würde ihn dort erwarten? Doch ehe Hugo durch die Tür schlüpfen konnte, schrie jemand „STOP!“ Ein ungefähr 40jähriger Mann versperrte ihm den Weg. Mist. „Ausweis bitte“, sagte der Mann mit einer sehr eigenartigen Stimme. Das Gespenst war überrascht. Jeder andere Mensch war sonst immer schreiend vor ihm davongerannt. Doch diesem Mann schien es egal zu sein. Das Gespenst spähte an dem Türsteher vorbei. Er sah einen langen, weißen Flur. Am Ende war eine große Glastür mit der Aufschrift „Hauptteil. Bitte leise.“ Seine Neugier war geweckt. Das Gespenst schlüpfte durch die offenen Beine des Türstehers und ehe der reagieren konnte, war das Gespenst schon durch die Tür. Hinter der Tür war ein riesiger, weiß gestrichener Raum. Wo man auch hinsah, man sah viele Leute mit Hammer und Nagel in der Hand. Doch zwischen den ganzen Menschen standen Roboter. Allerdings keine ganzen Roboter, sondern halbe und ganz kleine. Hier wurden also alle Roboter hergestellt. Auf einmal fiel ihm noch eine Tür ins Auge. Was war wohl dahinter? Noch mehr Roboter? Er ging auf die Tür zu. Als Hugo an der Tür ankam und sie öffnen wollte, bemerkte er, dass es keine Türklinke gab. Man musste wohl einen Code eingeben. Mist! Was jetzt? Ich will da unbedingt rein! Zum Glück hörte Hugo eine raue Stimme. „Jaja, ich geh ja schon.“ Er sah, wie ein Mann seine Werkzeuge weglegte und auf ihn zukam. Das Gespenst versteckte sich schnell hinter einem Roboter. Und schon war der Mann bei der Tür angekommen und gab den Code ein. Als er fertig war, sprang die Tür auf und er ging hindurch. Hugo rannte aus dem Versteck und sprang grade noch rechtzeitig durch die Tür. Der dahinter liegende Raum war kahl und leer. Außer dem Mann und dem Gespenst war niemand anderes im Raum. Doch jetzt, wo Hugo sich umsah, bemerkte er hunderte Roboter, in Reihen hintereinander gestellt. Wo man auch hinsah, man sah Roboter. Und vor den Robotern standen Schilder: „Haus putzen, Rasen mähen, Vorlesen, Geburtstagsgeschenke aussuchen, ...“ war dort raufgeschrieben. Das war doch schlimm: Später würden die Menschen nicht mehr arbeiten müssen und alles würde von Robotern gemacht werden. Sie würden die Menschen vernichten und dann als Roboter alles beherrschen. Diese Vorstellung war echt grauenhaft. Als sich Hugo umdrehte, sah er, dass die Tür von dieser Seite eine Klinke hatte. Glück gehabt! Er ging weiter in den Raum hinein. Jetzt verstand er, warum der Türsteher am Eingang ihn reingelassen hatte und nicht kreischend weggerannt war: Es war ein Roboter. „Wer bist du denn? Was machst du hier? Raus!“ Der Geist sah, wie der Mann auf ihn zukam, und rannte weg. Er erreichte die Tür kurz vor dem Mann und riss sie auf. Als Hugo in den anderen Raum lief, schrie der Mann mit seiner Computerstimme: „Achtung, Einbrecher.“ Sofort ließen alle ihre Geräte fallen und versperrten ihm den Weg. Panische Angst stieg in ihm auf. Was sollte er jetzt tun? Hugo konnte nicht fliegen, die Decke war viel zu niedrig. Die Menschen kamen immer näher. Einer hatte einen Bohrer in der Hand. Als sie schließlich direkt vor ihm standen, sagte ein älterer Mann „3“. Die Menschen riefen im Chor „2“. Das Gespenst schloss die Augen. „1“ Er drückte die Augen fester zu und machte sich bereit für den Schmerz. „Los!“. Hugo schrie in vollkommenem Entsetzen auf und öffnete die

Augen.

Er befand sich in einem dunklen Zimmer. War das der Himmel oder etwa die Hölle? Würde Hugo etwa für seine Streiche in die Hölle geschickt? Eines war klar: Wenn er die Chance hätte, würde er nie, nie wieder Leute ärgern oder erschrecken. Er wollte nicht in die Hölle zu anderen Leuten, die sehr schlimme Taten vollbracht hatten. Plötzlich bemerkte Hugo, dass ein Lichtstrahl durch das Fenster fiel. Er erkannte die Umrisse von seiner Zuflucht im Wasserturm und dann verstand er. Es war nur ein böser Traum. Hugo sprang auf und lief zum Fenster. Alles war so wie immer. Die Pferde waren immer noch da und nirgendwo waren die schrecklichen und gefühllosen Roboter. Er war so glücklich. Sein altes Laage!

Seitdem erschreckte er niemanden mehr. Im Gegenteil, Hugo half allen, die Hilfe brauchten. Den Alten und den Jungen. Er war nur bekannt unter „Der Helfer“. Und Hugo war davon überzeugt, dass sein Albtraum niemals eintreffen wird, denn Laage ist voller Leben, das niemals durch Roboter ersetzt werden kann, auch nicht in den nächsten 800 Jahren.

Beruhigt flog Hugo wieder auf seine nächste Runde...

Lysann Tietz 5c Mit dem Stadtgespenst durch Laage

Wiedermal geht ein Tag zu Ende. Der Tag war ganz schön anstrengend. In der Schule haben wir 3 Kurzkontrollen geschrieben, und das in Fächern, die ich überhaupt nicht mag. Also habe ich dann zu meiner Mutter gesagt: „Mutti, ich bin heute sehr müde.“ Gleich nach dem Abendessen habe ich mich gewaschen und bin ins Bett gegangen. Meine Mutti kam nach kurzer Zeit zu mir ins Zimmer. „Gute Nacht, Anna“, sagte sie. Ich machte meine Augen zu und schlief auch gleich tief und fest. Plötzlich bemerkte ich, dass mich irgendeiner an meine Nase gestupst hat. Ich bin aufgewacht und habe mich erschrocken, eine weiße Gestalt schwebte vor mir. Ich wollte weglaufen, doch es ging nicht, denn ich war wie erstarrt. Die weiße Gestalt hat mich lächelnd angeschaut und sagte: „Ich bin das Stadtgespenst von Laage, viele nennen mich auch Spaßspenst, und wer bist du?“, fragte das Gespenst. „Ich bin Anna Alonso und ich bin 11 Jahre alt“, stotterte Anna vor Schreck. Anna fragte vorsichtig: „Was möchtest du von mir?“ Das Gespenst sagte: „Ich bin traurig.“ „Warum bist du denn traurig?“, fragte Anna nachdenklich. „Ich habe gehört, dass dein Vater Uwe das schönste Haus in Laage abreißen will, und zwar das Rathaus.“ „Ja, ich weiß“, sagte Anna. „Was ist daran so schlimm?“ „Es ist schon 800 Jahre alt, und bei der 800-Jahrfeier wird es bestimmt schön aussehen und außerdem bin ich dort vor 800 Jahren geboren. Ich wohne schon seit meiner Geburt dort. Es weiß aber kein Mensch aus Laage, dass ich dort wohne, nur du weißt es jetzt. Ich möchte dich aber bitten, es keinem anderen zu sagen“, sagte Spaßspenst. Anna dachte, dass das Gespenst doch sehr nett ist. „Hilfst du mir bitte, dass mein Haus nicht abgerissen wird?“, fragte das Spaßspenst. Anna sagte: „Ja.“ Spaßspenst sagte: „Danke, und was würdest du davon halten, wenn ich dir einmal Laage von oben in der Nacht zeige und du noch mehr schöne Sachen von Laage siehst?“ Anna überlegte kurz und willigte schließlich ein. „Aber ich kann doch nicht fliegen?“, sagte Anna. „Das ist kein Problem“, meinte Spaßspenst. „Geister können doch fliegen, und wenn du mich umarmst, kannst du genauso fliegen wie ich.“ Sie flogen los in dieser wunderschönen, warmen Sommernacht. Sie überflogen den Park, Fischteich, Kirche und den Wasserturm. Es war alles schon für die 800-Jahrfeier geschmückt und am schönsten das Rathaus. Sie flogen wieder zurück und setzten sich auf Annas Bett. Anna war völlig begeistert von diesem aufregenden Nachtflug über Laage. Spaßspenst sagte: „Weißt du jetzt, warum das Rathaus nicht abgerissen werden darf?“ „Ja“, antwortete Anna. Beide überlegten, was sie tun können, damit das Rathaus nicht abgerissen wird. Schließlich kam das Spaßspenst auf die rettende Idee. „Anna, dein Vater arbeitet doch in der Firma, die das Rathaus abreißen soll. Kannst du ihm nicht sagen, dass das Rathaus nicht abgerissen werden darf?“ Anna überlegte kurz und stimmte schließlich zu. „Ich werde sagen, dass er das Rathaus nicht abreißen darf. Ok?“ „Ja, aber verrate keinem, dass ich hier war und wer

ich bin“, bat das Spaßspenst Anna. Beide haben sich aneinander gekuschelt und sind gleich eingeschlafen. Als Anna morgens wach wurde, merkte sie, dass ihr Freund, das Spaßspenst, nicht mehr neben ihr lag. Ein Gespenst kann ja nicht am hellen Tag herumgeistern. Anna war noch sehr müde, musste aber um 6:45 Uhr aufstehen und zur Schule gehen. Sie sagte keinem, dass Spaßspenst bei ihr war, und als die Schule aus war, ging sie gleich zu ihrem Vater und erzählte ihm die ganze Geschichte. Ihr Vater hörte gespannt zu und sagte: „Anna, ich muss das machen, weil mein Chef es mir gesagt, und was er sagt, muss gemacht werden.“ Nun musste Anna ihm wohl die ganze Geschichte mit Spaßspenst erzählen. Nachdem er das gehört hat, ging er sofort zu seinem Chef und hat gesagt, dass er das Rathaus nicht abreißen kann und soll. Er fragte: „Warum?“ Annas Vater war sich nicht ganz sicher, ob er die Geschichte vom Spaßspenst erzählen sollte, aber er wusste nicht, wie er seinen Chef sonst umstimmen konnte. Er hatte allerdings ein schlechtes Gewissen. Sein Chef hat zugestimmt und sagte, dass das Rathaus nicht abgerissen wird. Annas Vater sagte zu seinem Chef, er soll keinem von dem lieben Spaßspenst erzählen. Als Annas Vater Feierabend hatte, sagte er alles Anna. Sie sagte: „Dann muss ich Spaßspenst wohl alles sagen.“ Als es Abend war, kam Spaßspenst wieder zu Anna ins Zimmer. Ich sagte ihm, dass ich meinem Vater von Spaßspenst erzählt habe und er hat es seinem Chef erzählt. Spaßspenst war ein bisschen traurig, weil Anna ihr Versprechen nicht richtig eingehalten hat. Doch leider ging es nicht anders. Anna fragt: „Bist du böse auf mich und meinen Vater?“ Spaßspenst sagte: „Nein, bin ich nicht.“ Gleich am nächsten Tag sagten Annas Vater und sein Chef allen Mitarbeitern, dass das Rathaus nicht abgerissen werden darf. Seine Mitarbeiter fragten: „Warum?“ Der Chef sagte: „Na, es ist doch bald die 800-Jahrfeier und da sieht das Rathaus bestimmt sehr schön aus.“ „Ok“, sagten seine Mitarbeiter, „das finden wir auch.“ Sein Chef sagte: „Na, dann sind wir ja alle einer Meinung und lassen das Rathaus stehen.“

Währenddessen sitzt Anna verträumt in der Schule und wartet, bis die Schule zu Ende ist. Endlich ist die Schule zu Ende. Anna ist ein bisschen traurig, weil sie ihrer Mutter nichts von Spaßspenst erzählen darf, aber sie möchte es so gerne erzählen. Als es dann Abend war, kam Spaßspenst wieder zu Anna. Anna sagte zu Spaßspenst: „Darf ich meiner Mutter bitte von dir erzählen? Sie fragt mich schon immer, wieso ich immer so müde bin, und ich möchte ihr auch nichts verheimlichen.“ Spaßspenst sagte: „Na gut, du darfst ihr von mir erzählen.“ Anna sagte: „Danke, danke.“ Am nächsten Tag, als Annas Schule zu Ende war, erzählte Anna ihrer Mutter von Spaßspenst. Erst wollte ihre Mutter die Geschichte nicht glauben, doch nach einiger Zeit hat sie alles geglaubt. Ihre Mutter hat versprochen, dass sie keinem die Geschichte vom Gespenst erzählt. Es war nicht mehr lange bis zu der 800-Jahrfeier. Annas Vater und sein Chef haben überlegt, wie sie Spaßspenst eine kleine Überraschung machen können. Beide haben scharf nachgedacht und auch eine Lösung gefunden. „Wir schmücken für Spaßspenst das Rathaus, aber verrate es keinem.“ Nach dem Schmücken fragte der Chef, ob Annas Mutter, ob seine Frau die Geschichte vom Spaßspenst kennt? Annas Vater sagte: „Ja, sie weiß von Spaßspenst, warum?“ Sein Chef fragte: „Kannst du sonst mal deine Frau und Anna fragen, ob sie bei der Überraschung mitmachen wollen.“ „Ja, ich kann ja mal fragen.“ „Ok“, sagte der Chef. Beim Abendbrot hat Uwe, Annas Vater, seine Frau und Anna gefragt, ob sie bei der Überraschung mitmachen wollen. Beide waren einverstanden mit der Überraschung. Abends kam Spaßspenst wieder zu Anna ins Zimmer, und hat noch kurz mit Anna erzählt. In einer Woche war schon die 800-Jahrfeier. Alle, die von der Überraschung für Spaßspenst wussten, machten sich schon Ideen für die Überraschung. Endlich waren sich alle einig, sie wussten, wie sie das Rathaus schmücken sollten. Alle halfen mit und zum Schluss sah es sehr, sehr, sehr schön aus. Es sah so schön bunt aus und hatte auch irgendwie was mit der 800 zu tun, und am nächsten Tag war es endlich soweit, die 800-Jahrfeier ist heute. Anna, ihre Familie und der Chef von ihrem Vater zeigten Spaßspenst das Rathaus. Spaßspenst war hin

und weg von dem Rathaus. Wir alle schlenderten noch durch die 800-Jahrfeier und hatten auch alle sehr viel Spaß. Spaßspenst und ich blieben auch noch für immer Freunde. Spaßspenst kam von da an immer abends zu mir ins Zimmer und wir haben immer bis spät in die Nacht gequatscht.

Nathalie Oehme 7a Der Albtraum ist aus

Es passierte mitten in der Nacht, als ich von einem großen Knall geweckt wurde. Ich schlug die Augen auf und trat an mein Zimmerfenster, um zu sehen, was geschehen war. Ich traute meinen Augen kaum. Fast alle Häuser in unserer Straße standen in Flammen. Automatisch suchte ich mein Zimmer nach einem Feuerlöscher oder etwas ähnlichem ab. Aber ich fand nichts. So war das nun mal bei uns. Wir lebten in einem kleinen Haus in Bangovnia. Dort herrschte schon seit 3 Jahren Krieg. Wir besaßen nur das, was wir am Leibe hatten, und nur so viel Nahrung, wie wir in unserem Keller fanden. Wohin sollten wir fliehen? Wer nimmt uns auf? Reichen unsere Lebensmittel für alle? Wir Kinder hatten große Angst. Dazu gehörten ich, Mascha, zehn Jahre alt, Sascha, sechs Jahre alt, Miriam, zwei Jahre alt und die kleine Alexis. Oft hatten wir es bei unseren Freunden erlebt, dass erst der Vater starb und dann die Mutter und einige ihrer Kinder. Ich hatte große Angst, dass uns so etwas auch passieren würde. Denn unser Dorf war schon fast zerstört und die Truppen rückten immer näher. Eines Abends war es so schlimm, dass unsere Eltern beschlossen, mit uns zu fliehen. Wohin wir liefen, wussten wir nicht. Hauptsache weit, weit weg von Krieg und Zerstörung. Wir wanderten, vorbei an zertrümmerten Städten und trauernden Menschen und irgendwann hatten wir nichts mehr zu essen und unsere Füße waren voller Blasen. Unser Hunger ließ uns alle Vorsicht vergessen. Als wir uns der nächsten Ortschaft näherten, schlichen wir Kinder uns, als die Erwachsenden schliefen, dorthin. Am Eingang war ein großer Zaun aufgebaut und davor standen mehrere Soldaten. Die kleine Miriam ging auf unsicheren Beinen und weinend auf die Soldaten zu. Ihre Puppe hielt sie fest im Arm. Wir anderen Kinder waren stocksteif vor Angst. Die Soldaten sahen sich fragend um. Wo waren die Eltern des Kindes und wohin gehörten die anderen Kinder, die sich mit weit aufgerissenen Augen aneinanderklammerten? Ein Soldat nahm einen Riegel aus seiner Tasche und reichte ihn der Kleinen. Sie hörte sofort auf zu weinen. Als sie anfang zu essen, gab es für uns kein Halten mehr. Wir hatten sooo großen Hunger. Kurz dachte ich an meine Eltern, aber vielleicht halfen die Soldaten uns und retteten auch sie. Wir bekamen alle zu essen und trinken und erzählten von unseren Eltern. Dann wurden wir in ein schönes weißes Haus geführt, auf dessen Dach ein rotes Kreuz gemalt war. Dort konnten wir uns erst einmal richtig ausschlafen. Es war alles so sauber und hier gab es noch andere Kinder, mit denen wir spielen konnten. Zum Frühstück bekamen wir weißes Brot und Eier und jeder einen Apfel. Es war wie im Himmel. Nur unsere Eltern fehlten uns sehr. Wir wollten sie nicht verraten, aber alle waren so gut zu uns. Aber unsere Eltern, die als sie wach wurden und unser Verschwinden bemerkten, suchten uns schon lange. Von weitem sahen sie das rote Kreuz auf dem Dach und hofften, dass es dort Hilfe gab und sie ihre Kinder wiederfinden würden. Sie gingen auf die Soldaten zu. Die Angst um ihre Kinder ließ sie weitergehen. Als die Soldaten sie bemerkten, hielten Sie ihre Waffen auf die Fremden. Es sah so aus, als wäre alles zu spät gewesen, als mit einem Mal eine junge Frau mit Miriam an der Hand aus dem Haus gelaufen kam und schrie: "Warten sie, nehmen Sie die Waffen runter. Das sind doch nur die Eltern der Kinder und nicht unsere Feinde!" Miriam konnte sich nun nicht mehr halten. Sie lief auf ihre Eltern zu und umarmte sie. Die Soldaten legten ihre Waffen nieder und unsere Eltern durften endlich aufatmen. Sie hatten Glück! Die Grenze von Krieg, Blut und Hunger hatten sie, ohne es zu ahnen, überschritten, denn in derselben Nacht wurde ihr Dorf zurückerobert und die Soldaten halfen ihnen beim Aufbauen ihres Dorfes – endlich Frieden.

Milena Reisberg 8a Ein Mädchen und ein Tag zum Leben

Was ist ein Albtraum? Kann man das Wort definieren? Kann man eine geeignete

Frage dazu stellen? Oder überhaupt eine richtige Antwort darauf bekommen?

Sie las die Zeilen Stück für Stück, manchmal sogar von hinten nach vorne. Wie klang der Satz in ihrem Mund überhaupt? Abgehackt, melodisch oder doch einfach normal oder gar langweilig? Sie überflog die Zeilen und stellte sich vor, wie es wäre, Antworten zu erhalten. Sie schrieb nicht wie sonst einfach drauf los. Nein, sie ließ sich genug Zeit, starrte aus dem Fenster und lauschte dem Vogelgesang. Es war vielleicht früher Vormittag. Die Sonne schien, alles war normal, oder doch nicht? Da war ein bitterer Nachgeschmack, diese vollkommene Stille.

Was ist schon richtig? Das Mädchen sah das reine weiße Blatt an, überflog andere Einträge, um schließlich wieder an dem neu Geschriebenen hängenzubleiben. Sie fühlte sich unwohl, ganz tief in ihrem Inneren war sie sich sicher. Sie nahm den schwarzen Kugelschreiber in die Hand und strich alles sorgfältig durch, wie ausgelöscht. Das war ein falscher Ansatz.

Sie schrieb wieder das Datum auf und entschied sich dafür, es erneut zu versuchen. Kein Tag blieb leer, keine Seite unbeschrieben. So war es nun mal. Ein Traumtagebuch war nicht sehr einfallsreich, aber doch ziemlich nützlich. Wenn man leicht vergaß, musste man Erinnerungen sammeln. Natürlich ist jede Erinnerung kostbar und nicht alles muss festgehalten werden. Aber was bringt einem die schönste Erinnerung, wenn man sie nicht mehr nachempfinden kann?

Ich saß schon immer auf der falschen Seite, war geplagt von Kopfschmerzen, aber ich hatte nie, aber auch wirklich nie, Albträume. Aber vielleicht auch doch und ich kann mich einfach nicht erinnern. Jedenfalls bin ich mir sicher, nicht verrückt zu sein. Ich weiß, man verarbeitet mit Träumen sein Inneres, aber was genau wurde mir da mitgeteilt? Wollte man mir sagen: Hey, du bist das Mädchen ohne Schmerzen, du musst Schlimmeres durchleben?

Das war wirklich eine verletzende und dreiste Lüge, oder auch doch nicht. Das Mädchen ohne Schmerzen, ohne Gefühle. So eine Betitelung kann ein Graus sein. Auch wenn sie nicht mehr zur Schule ging, so war sie Thema Nummer eins in der Stadt, wenn nicht sogar in den umliegenden Dörfern. Aber war es so einfach? War man gesegnet, weil man alles stückchenweise vergaß, oder war man sogar von schlechten Erfahrungen und Gedanken befreit? War man überhaupt frei?

Die Leute urteilen schnell und auf ihre Weise, sie fragen nicht mal nach, nein, sie gucken einfach nur blöd. Nicht einmal denken sie über diese Situation genau nach oder informieren sich wenigstens ein bisschen. Ich frage nicht nach und ich beurteile nichts, nur meine Gedanken schweifen immer wieder dorthin. So denke ich zumindest. Ich kann nicht alle meine Gefühle beschreiben, sie sind so schwierig. Mein Gehirn arbeitet ebenso schwierig. Meine Gedanken fliegen und werden in Kürze ersetzt.

Warum schrieb sie alles auf? War das ein Traumtagebuch und ein normales Tagebuch? Sie wollte ihre Träume festhalten und nicht ihre unausdrückbaren Gedanken. Sie strich wieder alles durch und schrieb nochmal das Datum. Sie schielte schnell auf ihren Wecker. Schnell musste sie feststellen, dass sie wieder einen ganz anderen Monat eingetragen hatte. "So viele Missgeschicke", kurz wurde ihr mulmig. Sie kann sich nicht an ihre Stimme erinnern, an den Klang. Das war verboten deprimierend. So falsch. So undurchschaubar.

Was habe ich nochmal geträumt? Ich weiß es nicht mehr. Muss ich überhaupt noch irgendwas wissen?

Sie kramte in einer Schublade nach einem Taschentuch, irgendwo musste es ja eins geben! Sie wurde jedoch nicht fündig, wie auch? Was eine Ironie. Die Tür ging schmerzhaft langsam auf. Das Mädchen starrte sofort darauf, analysierte, was passierte. Zwei weiße Schuhe, ein Kittel, einfach alles war weiß. Ein grinsender Arzt kam herein, seine Haare hatten eine kleine Tolle und seine Augen glitzerten vielsagend. Sie waren grün und hatten einen gelben Schimmer. Seine Haare wiederum waren goldblond. Das Mädchen musste schon sagen, er war eigentlich

ziemlich hübsch. Er sah noch ganz jung aus, vielleicht erst 26. Sie nahm ebenso eine Strähne aus ihrem Gesicht und betrachtete diese argwöhnisch, sie war schwarz. Ohne es zu wollen, nahm sie von dem Arzt Abstand und rückte ungeduldig auf ihrem Stuhl hin und her. "Hallo, wie geht es dir heute?", fragte der Arzt sie gelassen. Sie brachte kein Wort raus und musterte sein Namenschild. "Dr. Ethans" stand darauf, dem Mädchen ging ein Licht auf. "Sie waren gestern auch hier?", fragte sie schnell. Er sah auf, nachdem er sich einen Stuhl genommen hatte. Er runzelte kurz die Stirn und schrieb etwas auf seine Papiere. "Nein", meinte er schließlich. Das Mädchen lehnte sich enttäuscht zurück. Die Hoffnung war wie weggeblasen. "Gestern war Sonntag, da habe ich eigentlich immer frei", sagte er schmunzelnd. "Erzähl mir trotzdem, was du denkst, was gestern war." Jetzt runzelte sie die Stirn. "Warum, es ist doch eh eine falsche Erinnerung", sagte sie darauf. "Es ist wichtig fürs Protokoll, du erinnerst dich oft an gar nichts und wenn da doch was ist, dann muss ich es unverzüglich aufschreiben", sie blickte nicht ganz durch, aber widersprach nicht. "Ich weiß nicht genau, was war, ich hatte nur so einen Geistesblitz und dachte mir: Den hab ich gesehen!", sie sah ihn entschuldigend an. Er jedoch schien ganz zufrieden zu sein. Er murmelte irgendwas, es hörte sich so an wie: "Die wird das nie widerrufen können". "Was haben Sie gesagt?", fragte sie neugierig. "Nichts, nichts", sie ließ das Thema fallen, es würde sie morgen nicht mehr interessieren. "Kommen meine Eltern mich je besuchen?", fragte sie und versuchte heiter zu klingen. Der Arzt seufzte kurz. "Ja, jeden Mittwoch", meinte er danach. "Stimmt etwas nicht?", fragte sie, da er gelangweilt klang. "Es ist nur, du fragst mich das jeden Tag", sagte er scherzhaft. "Aber sie kommen nie oder und sie erzählen es nur?" Der Arzt lachte kurz auf. "Auch das fragst du jeden Tag und ich antworte wie folgt: 'Mach dich nicht verrückt'", sagte er schmunzelnd. Doch das Mädchen fand dies gar nicht lustig. Sie sagte aber nichts, vielleicht würde es Konsequenzen haben. Sie war schon immer zaghaft. "Was habe ich überhaupt für eine Krankheit?", fragte sie. "Genauer weiß ich nicht. Wohl irgendein Gehirntumor, der deine Verknüpfungen und Erinnerungen zerstört. Ich weiß, dass du vielleicht nicht geheilt werden kannst", meinte er achselzuckend. Sie gab einen erschreckten Laut von sich. Wieder seufzte der Arzt. "Heute ist Montag, also musst du heute untersucht werden. Heute haben wir keine Zeit." Die Kleine fragte sofort nach: "Zeit wofür?" Dr. Ethans schmunzelte nur. Er blickte sie kurz verwundert an, da sie nicht verstand, was er meinte. Sie blinzelte nicht einmal, da hatte er sich schon vorgebeugt und ihr einen kurzen Kuss gegeben. Sie wollte noch schnell den Kopf wegrehen, da es ihr falsch vorkam, aber er war schneller und griff nach ihrem Kinn. "Jeden Tag versuchst du deinen Kopf wegzudrehen und immer ziehst du den Kürzeren." Er strich ihr übers Haar, während sie ganz steif da saß. Es missfiel ihr. Irgendwas war da, es hatte etwas in ihrem Inneren ausgelöst. Es war ein starkes Gefühl. Es war weder Freundschaft noch Zufriedenheit. Es war Angst und Abneigung. "Morgen", meinte er noch und sein zweideutiger Blick verriet viel. Aber nicht genug, als dass sie es genau verstehen konnte. Ein paar Tränen liefen ihr über die Wangen, sie wischte sie weg, es kam einfach über sie. Sie wusste nicht, warum sie weinte. Sie schlug die Hände vor das Gesicht. "Wein doch nicht jeden Tag, es wird langsam nervig", meinte der Arzt ein wenig wütend. "Warum weine ich?", fragte sie. Der Arzt antwortete nicht. Er verdrehte nur die Augen. Er gab ihr das Buch. "Schreib einfach nieder, was dir einfällt. Ich muss gehen", er schaute kurz auf seine Uhr. "In vier Stunden kommt jemand und holt dich zur Untersuchung ab." Er beugte sich nochmals vor und küsste sie. Sie zuckte vor seiner Nähe zurück, als wäre ihr schmerzhaft bewusst, dass etwas nicht stimmen konnte. Er hielt sie am Arm fest, als sie sich zurückziehen wollte. "Kein Wort zu ihr, niemand wird dir glauben!", meinte er scharf. Sie sagte nichts, sein Griff war eisern und ihr Zittern half nicht dagegen. Ihr liefen immer noch Tränen über das Gesicht. "Hast du verstanden?", zischte er. Sie nickte schnell und atmete auf, als er lockerließ. Er wischte ihr zur Wiedergutmachung ein paar Tränen weg. "Du weißt, dass ich dich liebe" meinte er

schmunzelnd. Alles in ihr schrie jedoch laut: „Nein!“ Sie verstand die Situation nicht. Er stand gerade und richtete seine Krawatte, blickte nochmal zu ihr hinunter und ging dann. Irgendwann hatte sie sich beruhigt. Sie schlug die Seiten in ihrem Buch um und begann erneut zu schreiben.

Ich habe vor irgendwas Panik und Angst, wie der Albtraum von heute Nacht, er war grauenvoll. Ich kann mich leider nur an das Gefühl beim Träumen erinnern. Es war ebenso schlimm. Was ist nur mit mir los? Ich fühle mich so schlecht. Der Doktor, ich habe bereits seinen Namen vergessen, meinte, dass ich jeden Tag weine und er sagte, dass er mich liebte. Ist sowas überhaupt erlaubt? Beim Küssen ging es mir auch so schlecht. Was hat es damit auf sich?

Das Mädchen hatte das Gefühl, mal etwas nicht durchstreichen zu müssen. Sie starrte gegen die gegenüberliegende Wand und legte eine Hand auf ihr Herz. Eine Art Schutzhaltung, um sich selbst zu schützen. Sie blätterte ihr Buch kurz durch und landete auf der letzten Seite. Die Seite war unten eingeknickt. Darauf stand: "Für Sonntage und Montage" Sie knickte sie sofort zurück. Sie mochte dieses Durcheinander nicht, für sie musste alles richtig sein. Ebenso interessierte sie es, was dahinter war, verblüfft stieß sie auf etwas Geschriebenes.

Pass auf und lass dich nicht nochmal von ihm berühren

Mehr nicht, was soll sie aus diesem Satz nun deuten? Sie blätterte die Seite um. Dort stand auch etwas, ganz oben.

Sei nicht feige und hinterfrage alles.

Das war definitiv ihre Handschrift. Aber was wollte sie sich selbst damit sagen? Sie solle nachforschen? Was genau? Sie wusste es nicht.

Nach ein paar Beschimpfungen auf sich selbst gab sie auf. Sie war selbst erstaunt, dass ihr anderes Ich nicht genauer war.

Was soll das ganze kryptische Zeug, ging es nicht genauer? Muss ich wirklich selbst Andeutungen machen? Wofür überhaupt? Ich kann nichts recherchieren. Mir bleibt nichts außer diesem Buch. Erinnern kann ich mich eh nicht. Ich meine, nicht mal meinen Namen weiß ich. Aber es ist ja nur ein Name.

Sie dachte angestrengt nach. Warum machte sie es sich so schwer? Sie blickte immer noch auf die Blätter und verhielt sich still. Tief in ihrem Inneren wusste sie es.

Irgendwas war da. Vor Schmerzen verzog sie ihr Gesicht. Ihr Kopf pochte. Sie griff sich an die Nase. Sie blutete. Sie wusste nicht, ob das oft passierte. Vielleicht war es auch das Ende. Aber auch so wusste sie, dass es nicht schlimm wäre, wenn andere einen nicht verstanden, man keine Freunde hatte und nicht mal Eltern, die einen einmal besuchten. War es schon immer so?

Was ist an einem Leben dieser Art so schrecklich? Weiß man erst, dass alles ok ist, wenn man kurz vorm Sterben ist? Kann man vielleicht erst richtig nachdenken wenn der Kopf leer ist? Warum bin ich so unwissend und dumm? Was passiert mit mir? Will ich dieses Leben?

Das Papier wurde rot und ihr Leben schien mehr denn je zu verblassen. Ein paar einzelne Sachen aus ihrer Kindheit verblassten. Sie konnte die Gesichter ihrer Eltern nicht erkennen. Doch kam ihr eine Idee. Sie blätterte durch das Buch. Sie fand nur durchgestrichene Seiten, mehr nicht. Warum muss es so sein? Bin ich so dumm? Das wäre ihr letzter eigener Gegenstand gewesen. Doch die letzten Erinnerungen verblassten vor ihren Augen.

Am nächsten Tag wusste sie nichts mehr davon.

Jennifer Lutschak 8a Der Alptraum

„Marty, bitte hilf mir doch mit dem Geschirr“, rief meine Mutter ziemlich genervt. Ich nahm meine Kopfhörer ab und stand auf. Schließlich hatte ich ihr vor einer Stunde versprochen, beim Tischdecken zu helfen. „Marty!“ Stöhnend lief ich unsere kleine Wendeltreppe runter. „Bin doch schon da, Mama.“ „Endlich. Teller sind schon auf dem Tisch. Lege bitte nur noch schnell das Besteck hin. Chrissy und Papa sind doch gleich da.“ „Ich öffnete die Schublade und nahm ein paar Gabeln und

Messer, um sie ordentlich auf den Tisch zu legen. Mal wieder blieb die Hektik meiner Mutter unbegründet. Nach einer halben Stunde ließen sich mein Vater und meine Schwester immer noch nicht blicken. Der Abend schritt immer weiter voran, sodass ich langsam ein flaves Gefühl im Magen bekam. Kein Mensch braucht doch so lange, um schnell einkaufen zu fahren? Hatte der Laden überhaupt noch auf? Etwas besorgt nahm ich mir ein Buch und versuchte mich abzulenken, doch meine Gedanken schweiften immer wieder zurück. Chrissy und ich waren zweieiige Zwillinge. Wir hatten in drei Tagen Geburtstag, unseren 14. . Die beiden wollten nur noch kurz weg, um Brot zu kaufen. „Kurz“ war in diesem Fall schon über zwei Stunden. Meine Mutter hatte schon zimal versucht sie übers Telefon zu erreichen. Immer ging nur die Mailbox an. Sie versuchte mich zu beruhigen, indem sie meinte, dass die beiden vielleicht mehrere Läden haben anfahren müssen, dass sie bestimmt gleich da sein würden. Ich hoffte es nur...doch die Zeit verging. Nach einer halben Ewigkeit klingelte es an der Tür. Meine Mutter stürmte erleichtert zur Tür, doch ihr Lachen verblasste, als sie die Tür öffnete. Sie schickte mich unter Tränen in mein Zimmer. Als wüsste ich nicht, dass etwas passiert sei. Ich tappste an mein Fenster und lugte hinaus. Meine Vorahnung bestätigte sich, nicht mein Vater oder meine Chrissy waren zurück, sondern die Polizei hatte geklingelt.

Wenn man einen schlimmsten Moment im Leben festlegen müsste, würde ich diesen hier wählen. Denn egal was mir jemals noch mal passieren wird, nichts wird genau diesen Moment übertreffen. Dachte ich jedenfalls. Ich wurde eines Besseren belehrt, als meine Mutter mir den Grund nannte, warum die Polizisten da waren und nicht Papa und Chrissy. Einer, der mich zusammenbrechen ließ. Noch mehr innerlich als äußerlich. Ich konnte nichts an der Situation ändern, war hilflos der Tatsache gegenüber. Der Tatsache, dass Chrissy und Papa einen Autounfall hatten. Leider meine ich keinen, bei dem nur das Auto kaputtgeht. Tränen liefen mir über die Wangen, ich wollte nur noch schreien, wollte hören, dass es nur eine schreckliche Lüge sei. Warum musste mir sowas passieren? Warum ich? Wie vor einem riesigen Schutzwall prallten die Wörter meiner Mutter vor mir ab. Doch ganz konnte ich mich nicht vor der Wahrheit verstecken. Papa würde ich nie wiedersehen, Chrissy lag im Krankenhaus. Erst viele Tage später verstand ich wirklich, was diese Worte bedeuteten. Chrissy, meine Schwester, war ins Koma gefallen. Die Verletzungen waren zu schwer, doch wenigstens gab es mir wieder etwas mehr Hoffnung. Auch Monate später blieb die Hoffnung, trotz unveränderter Situation. Die Beerdigung meines Vaters war vor zwei Wochen. Jeden Tag komme ich zu Chrissy und rede mit ihr. Wie sehr ich hoffe, an einem Tag aufzuwachen und alles ist so wie früher! Wenn wir alle zusammen frühstücken oder einen Ausflug machen. Stattdessen geht der Alptraum Tag für Tag weiter.

Johannes Heß 8b Freundschaft kennt keine Grenzen!

Um diese Geschichte zu verstehen, müsst ihr etwas über die Hauptperson wissen – meinen Vater. Um mich einmal kurz vorzustellen: Ich bin Jonathan Körk. Doch nun wieder zu meinem Vater. Er ist schon immer sehr ehrgeizig gewesen und konnte nie aufgeben, bevor nicht alles perfekt war. Ja, er war regelrecht perfektionistisch. Für mich, seinen Sohn, hatte er noch nie Zeit gefunden. Es war immer irgendetwas wichtiger. Deshalb hat ihn meine Mutter auch verlassen. Die folgende Geschichte spielte sich vor ca. 30 Jahren ab, und um seine Pläne ausführen zu können, reiste er in ein anderes Sonnensystem. Ich weiß, das klingt jetzt wie in einem Science-Fiction-Roman, doch es war wirklich so. Er war nämlich ein Wissenschaftler der damaligen NSA (liebe Grüße an dieser Stelle) und hatte es geschafft, sich ein Raumschiff zu bauen, und auch bauen lassen, das ihn weit genug brachte. Doch damit ihm keiner folgt, hat er die Pläne selbständig vernichtet. Nun fragen Sie sich sicherlich, wie ich dann von seinen Taten erfahren konnte. Er war auch ein gewiefter Mann und hat sich irgendeine Apparatur eingebaut, die es ihm möglich machte, mit uns, meiner Mutter und mir zu kommunizieren. Ich hatte bereits erwähnt, dass er nie Zeit für mich gehabt

hat, doch geliebt hat er mich. Doch es gibt bestimmt Verwunderungen über den Titel. Deshalb wollen wir nun mit der eigentlichen Geschichte beginnen.

Es war ein regnerischer Dienstag, als mein Vater mit großen Neuigkeiten nach Hause kam. Meine Mutter war ganz aufgeregt und hat für diesen besonderen Anlass extra die heilige Weinflasche aus der Vitrine geholt. Wir saßen am Abendbrotstisch, als wir alle nicht mehr warten konnten. Meine Mutter brach am Ende das Schweigen. „Sag schon Johnsen! Was ist heute so Tolles passiert?“. „Nun Hanelore. Heute auf Arbeit hat mich der Chef zu sich ins Büro gerufen...“ „Sag bloß, du wurdest gefeuert!“, unterbrach ihn meine Mutter. „Nein. Das nicht, aber ich darf meinen Vorschlag ausüben“, beschwichtigte er meine Mutter. „Was denn für einen?“, fragte ich. „Nun ja, ich darf jetzt endlich mein eigenes Raumschiff bauen, mit dem ich dann durch die ganze Galaxie fliegen kann.“ Ich konnte mich nicht so wirklich dafür begeistern und fragte deshalb: „Können wir denn mitkommen?“ „Nein, leider nicht! Aber ich habe ein Kommunikationsgerät entwickelt, mit dem wir in Verbindung bleiben können“. Am nächsten Morgen gab es eine tränenreiche Verabschiedung von meinem Vater. Ich sah das Ganze nicht so dramatisch und dachte nur, dass mein Vater für eventuell ein Jahr irgendwo anders hingehen würde. Also fuhr mein Vater davon. Ich wusste damals noch nicht, dass ich ihn das letzte Mal sehen würde. Die nächsten Monate vergingen ganz normal. Ich ging zur Schule und meine Mutter zur Arbeit. Doch irgendwann kam eine Nachricht von meinem Vater, ich war gerade in meine Hausaufgaben vertieft, als ich ein mir fremdes Geräusch hörte. Ich dachte zu Anfang, dass ich es mir nur einbilde, doch als es sich drei-, viermal wiederholte, wurde ich aufmerksam. Es kam aus der Küche, von irgendwo unter dem Schrank. Ich guckte da runter und sah einen ziemlich komischen Apparat, der die besagten Geräusche von sich gab. Ich inspizierte ihn ein paar Sekunden lang und schrak dann zusammen, als ich auf einmal die Stimme meines Vaters vernahm. „Hallo? Irgendjemand da?“ „Papa? Wo bist du?“ „Endlich! Ich versuche schon die ganze Zeit, euch zu erreichen, aber dieser doofe ... (Ich verstand nur rauschen, da er anscheinend gegen seinen Teil des Apparates stieß) ... funktioniert!“ Sagte er, und ich genoss es, mal ein Gespräch zu führen, nach all der Zeit. „Papa? Wo bist du grade?“, fragte ich, um das Gespräch nicht abbrechen zu lassen. „Och! Irgendwo hinterm Pluto.“ Ich stutzte, da wir heute im Unterricht darüber gesprochen haben. Ich hab zwar nicht viel verstanden, aber eins war mir klar: das war verdammt weit weg! „Ist deine Mutter zufällig zu Hause?“ „Nein, leider nicht“, antwortete ich, um die Wahrheit zu sagen. Etwas anders blieb mir auch nicht übrig. Doch nachdem ich ihm das gesagt hatte, war unser Gespräch offiziell beendet. Als ich das festgestellt hatte, gab ich mein Bestes, das Gerät unter dem Schrank hervorzuholen, was mir nicht wirklich glückte, weil es einfach viel zu schwer war. Ich fragte mich später insgeheim, wie er es geschafft hatte, das Ding in die Küche zu bekommen, da ich es in späteren Jahren (ich versuche es immer wieder, wenn ich meine Mutter besuche) immer noch nicht bewegt bekommen habe. Als dann meine Mutter nach Hause kam, versuchten wir es beide, doch es blieb. Also beschlossen wir, die Hörer zu verlegen, damit man sich nicht immer auf den Boden legen musste, um damit zu telefonieren (ich schreibe das ab sofort so, damit ich nicht immer „kommunizieren“ schreiben muss, da es einerseits leichter zu schreiben ist und es hört sich nicht so ungewöhnlich an). Von diesem Tag an telefonierten mein Vater, meine Mutter und ich jeden Abend, wenn meine Mutter von der Arbeit kam. Mein Vater erklärte mir nämlich, wie man von der Erde aus telefonieren kann, damit er nicht immer bei uns anrufen musste, um zu fragen, ob meine Mutter da sei und dann von mir zu erfahren, dass sie es nicht sei. Das ging zwei Jahre so und es wurde alltäglich. Doch eines Tages rief mein Vater wieder an. Er murmelte irgendetwas Unverständliches und brach dann irgendwann ab. Ich habe nichts verstanden, doch irgendwie wollte ich das auch nicht. Solche Anrufe folgten die nächsten Tage ebenfalls. Ich ignorierte sie nach drei Tagen dann vollends. Doch immer wenn wir, also meine Mutter und ich, anriefen, verhielt er sich

ganz normal und verleugnete die oben erwähnten Anrufe. Also dachte ich mir nichts dabei und erinnerte mich auch nicht mehr daran. Irgendwann habe ich mir gedacht, dass ich diese Anrufe ja aufnehmen könnte und sie dann irgendwann analysieren und auswerten könne. Gesagt, getan und ich ging jedes Mal ran und nahm es auf. Nach einem Monat wollte ich mir alles anhören und gucken, was dabei rauskommen würde. Zum Glück hatten wir damals Ferien, denn meine „Arbeiten“, die ich mit diesen Aufnahmen vornahm, dauerten extrem lange. Ich zermarterte mir den Kopf darüber, was das bedeuten könnte und sah mir jegliche „Alien- oder Außerirdischen-Geschichten“ auf N24 oder anderen Plattformen an. Es war alles sehr spannend, zugegeben, doch es half mir keinen Millimeter von der Stelle. Also beschäftigte ich mich mit den Ägyptern und ihren Hieroglyphen (keine Ahnung, wie ich damals darauf kam, aber irgendwie war es ja auch mal „außerirdisch“), doch das gleiche Ergebnis. Nach einer Woche intensivem Textinterpretieren und anderem Zeug schlief ich irgendwann mit dem Kopf auf dem Tisch ein. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, guckte ich in meinen Spiegel. Es war so unwahrscheinlich, dass es die Lösung sei, doch ich wusste nicht mehr weiter und schaden würde es mir ja auch nicht. Also nahm ich die gesammelten Mitschriften des letzten Monats (und der Woche, ich wollte schließlich nichts verpassen) und legte den Handspiegel an, den ich aus der Handtasche meiner Mutter geklaut hatte. Ein paar Sekunden später kam meine Mutter entsetzt rein und fragte, was los sei, da ich einen solchen Jubelschrei von mir gegeben haben muss. Die darauffolgenden Tage verbrachte ich damit, die Texte aufzuschreiben und zu lesen. Irgendwann aber hatte ich keine Lust mehr, die ganzen Texte aufzuschreiben und dann mit dem Spiegel zu lesen. Deshalb hörte ich mir eine der ersten Aufnahmen an und versuchte zu verstehen, was mein Vater dort von sich gab. Nach drei – vier Versuchen klappte es und ich verstand fließend „Rückwertsisch“, wie ich diese, falls man es Sprache nennen kann, Sprache nannte. Und das hieß nur nicht, dass ich jetzt nicht mehr so viel schreiben musste, sondern auch, dass ich die Texte jetzt direkt von dem „Telefon“ abhören konnte (ich nahm sie allerdings trotzdem auf, damit ich sie auf meinem Laptop archivieren konnte). Als böse Nebenwirkung hatte diese ganze Beschäftigung mit der anderen Sprache, dass ich meine Mutter teilweise auf Rückwertsisch ansprach und sie mich dann komisch anguckte. Doch spätestens jetzt werden sich alle Fragen klären: Was hat mein Vater mir oder uns mitteilen wollen? Nun, es war alles sehr verwirrend. Diese gesammelten Anrufe ergaben chronologisch geordnet nach dem Datum, an dem ich sie aufgenommen hatte, überhaupt keinen Sinn. Man kann es sich ungefähr so vorstellen, als ob ein ganzes Buch mit einer Geschichte gefüllt wäre, in dem man die Seiten willkürlich getauscht hätte. Doch nach ein paar Stunden Arbeit hatte ich die Stücke des Textes in der Reihenfolge, die mir am logischsten erschien. Und dieser Text handelte im Großen und Ganzen von seiner Maschine: Er ist ja schließlich nicht umsonst ins Weltall geflogen. Irgendetwas (und ich bin froh, dass ich nicht genau weiß was) hat er zusammen gebaut und wenn man der Geschichte meines Vaters glauben kann, dann ist es ein Roboter, der sein bester Freund wurde. Er hat ihn als „vollkommen“ bezeichnet und dass er und diese Maschine alles das machen würden, was seine Freunde auf Arbeit oder generell (man muss dazu sagen, dass er nicht besonders viele Freunde hatte) nie mit ihm gemacht hätten. Ich kann mir nicht die besten Aktivitäten für Freunde im Weltall vorstellen, aber es scheint mit den beiden funktioniert zu haben. Im Inneren aber glaube ich bis heute, dass mein Vater seinen Untergang selbst entworfen und dort draußen gebaut hat, denn einige Zeit nach dem Beginn der komischen Anrufe hörten sie so abrupt auf, wie sie begonnen hatten. Von meinem Vater habe ich seit damals nichts mehr gehört. Nur der Apparat gibt noch manchmal ein paar komische Geräusche von sich. Meine Mutter hat das Ende ohne großen Abschied ziemlich mitgenommen und es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis sie zu meinem Vater, auf ausdrücklichen Wunsch ihrer Saids, ins All geschossen wird. Was genau aus dem Roboter und meinem Vater geworden ist, weiß niemand.

Doch ich hoffe für meinen Vater, dass sie als beste Freunde in einer weit, weit entfernten Galaxis glücklich bis ans Ende ihrer Tage Leben.

BERICHT

-----Reiseloggtagebuch – Eintrag 76860658758

Durchführung 12993 A ist geglückt und 945 (Bestellnr. 143) hat einen Orden verliehen bekommen. Ich bin sehr stolz auf ihn und werde weiterhin durch die Galaxien mit ihm reisen und Experimente durchführen - das bedeutet für mich Spaß

Over out ende – Kapitän Johnsen Körk

Matty Blum 7a Der Albtraum

In dieser Nacht wachte Matteo auf und ein eisiger Schreck durchfuhr ihn. Irgendeine doofe Mücke war an seinem Kopf vorbeigesaust und er musste so entsetzlich dringend niesen. Er hielt die Luft an, rieb sich an der Nase, aber es half irgendwie überhaupt nichts. Das entsetzliche kribbelige Gefühl wollte einfach nicht verschwinden. Der Drang zu niesen wurde immer schlimmer und wie von einem wilden Affen gebissen sprang Matteo schließlich auf. Laut polternd rannte er die Treppe hinunter durch das Wohnzimmer aus dem Haus. Jetzt suchte er die kleine Gartenpforte, von der man direkt auf die Wiese kam. Wenn er den Trampelpfad über die verwilderte Wiese nehmen würde, könnte er das kleine Wäldchen schon bald von weitem sehen. Dort konnte er ganz bestimmt niesen, denn durch die kühle Waldluft konnte er schon immer besser durchatmen und dann brauchte er ja nur noch wieder zurückzugehen.

Nach einer gefühlt endlos langen Zeit erreichte er dieses Wäldchen. Aber es lag dichter Nebel über dem kleinen Wald. So beschloss er noch ein Stück weiter hineinzugehen. Hier nieste er kräftig und wiederholte es vorsichtshalber noch dreimal. Eine Schar kleiner Vögel, die in den Bäumen übernachtet hatte, flog erschrocken auf und flatterte in der Nachtluft davon. Nun konnte er sich auf den Rückweg machen. Doch er rutschte auf dem schlammigen Boden des Waldes aus und fiel in den dicken Matsch. Als er wieder aufstand, war der Weg plötzlich unglaublich steil, denn er hatte sich vor ihm nach unten gebeugt. Matteo stieg nun ganz vorsichtig hinab. Als er den nächsten wackeligen Schritt machen wollte, bemerkte er, dass der Weg schon zu Ende war und direkt an einen schönen glitzernden Waldsee führte. Mit einem Satz sprang er vom Weg herunter und gönnte sich erst mal eine kleine Verschnaufpause am Ufer dieses Sees.

Das Wasser gluckste leise und Matteo fröstelte in der kalten Nachtluft. Da zerriss ein schrilles Heulen die Stille. Erschrocken hielt Matteo kurz die Luft an. Er starrte ängstlich in die Dämmerung: „W...was...w...w...w...war denn das? Das hört sich ja wirklich furchterregend an!“ Zwischen den Bäumen sah Matteo jetzt ein seltsames Licht. Zuerst dachte er, es sei ein Leuchtkäfer oder ein Glühwürmchen, aber als das Licht näher kam, sah er, dass es zwei Beine hatte. Matteo schaute ängstlich auf diese Gestalt, die sich wütend vor ihm aufbaute.

Es war ein kleiner alter Mann mit Hut. Der kleine Mann schien sehr zornig zu sein und sein Gesicht erhitze sich immer mehr. Er blickte ziemlich böse drein. Das Seltsamste an ihm waren aber seine Augen. Er hatte gefährlich funkelnde Augen, die im Dunkeln gelblich leuchteten. Am ekeligsten waren seine klauenartigen Hände, an denen lange Krallen anstelle von Fingernägeln wuchsen. Der Alte brummelte: „Was hast du hier zu suchen?“ Matteo war ganz blass geworden und in seinem Bauch machte sich so ein mulmiges Gefühl breit. „Äh. Oh...äh...ja, ich ruhe mich hier nur ein wenig aus. Aber, wo bin ich denn überhaupt?“

Im selben Moment brodelte es heftig unter der Wasseroberfläche, es bildeten sich gewaltige Strudel. Aus den riesigen Wassermassen schob sich ein glitschiger Kopf

hervor, es war ein Kopf, wie Matteo ihn noch niemals gesehen hatte. Es war der Kopf eines schwarzen Haies. Dem Kopf folgte ein dicker, hässlicher, langer Rumpf mit einer schmierig glänzenden Haut. „D...da...da...das ist ja ein Seeuntier!“, schrie Matteo voller Angst. „Ein richtiges Ungeheuer, eine Bestie!“ Dieser schwarze Hai warf seinen mächtigen Kopf in die Höhe und stieß einen lauten Schrei aus. Die Schwanzflosse des riesigen Tieres peitschte das Wasser auf und schickte eine mächtige Welle auf das Ufer los. Matteo, der noch immer wie gelähmt am Ufer saß, sprang auf und drehte sich um. Der seltsame alte Mann aber war verschwunden. Auf einmal tauchte der Kopf des Haies vor Matteo am Ufer auf. Das Untier öffnete sein Maul und stieß wieder einen lauten Schrei aus. Es hatte lange, weiße Zähne, die sehr scharf aussahen. Ein Zahn war so groß wie die Klinge eines Schwertes und Matteo blickte starr vor Angst auf die Reihen spitzer Zähne, die sich noch so in diesem Maul versteckten. Doch dann riss er sich zusammen. Von hier musste er ganz, ganz schnell verschwinden.

Also rannte er, so schnell er konnte, am eisigen Seeufer entlang. Überall standen kleine Sträucher mit Dornen, die ihm den Weg versperrten. Je weiter er am Ufer entlanglief, desto nebeliger und kälter wurde es. So versuchte er noch schneller zu werden, egal wie zerkratzt und blutig er hinterher aussehen würde. Endlich aber schien der unheimliche Waldsee zu Ende zu sein. Über einen staubigen Sandweg ging es nun aus dem Wald heraus. Nach kurzer Zeit kam er an einen riesigen rostigen Metallzaun. Dahinter lag ein Garten. Matteo schaute sich verwundert um: „Dieser Garten scheint ja wirklich schon mal bessere Zeiten gesehen zu haben. Ich wette, hier war seit tausend Jahren niemand außer mir.“ Mutig öffnete er das quietschende Tor und betrat diesen merkwürdigen Garten, denn hier gab es keinen Nebel, keine Kälte und auch die Sonne schien. Allmählich schwitzte er sogar. Hier wuchsen viele dunkelgelbe riesige Blumen mit dicken Blättern. Manche Bäume blühten gerade und der Duft ihrer Blüten lag in der Luft. Laut zwitscherten die Singvögel fröhliche Lieder. Dann hörte er von weitem eine Stimme: „Aufwachen, du Faulpelz! Matteo, steh´ doch endlich auf und ziehe dich an, heute ist wieder Schule.“

Anneke Polak 8a Ein Alptraum

Völlig verschwitzt und mit rasendem Herzen stand ich hier, im schwarzen, unendlichen Nichts... Hilflose Schreie, welche immer wieder meinen Mund verließen, wurden in Sekundenschnelle von der Dunkelheit aufgesogen und verschwanden komplett, als hätten sie niemals auch nur im Ansatz existiert. Unter der Gänsehaut spürte ich jede Bewegung, jedes Blutkörperchen, jeden funktionstüchtigen Nerv, einfach alles! Keine Regung blieb unbemerkt. Klaffende Löcher schlugen in meine Brust und bohrten sich tiefer in mein Herz, bis der Körper wimmernd auf den Boden zusammensackte.

Ununterbrochen rannen eisige Tränen aus den Fenstern meiner Seele und heiseres Schluchzen hallte kurzzeitig im Schatten umher. "Wieso befeuchtet salziges Wasser deine wunderschönen Gesichtszüge?!", flüsterte es aus dem Nichts und mit bebenden Lippen sah ich auf.

Rauchschwaden, größer als die eines Lagerfeuers, enthüllten eine dunkle Gestalt, welche mit langen, geschwinden Schritten aus der Dunkelheit auf mich zukam. Für eine Flucht oder ein gekonntes Ausweichmanöver fehlte mir die Kraft. So musste ich wohl oder übel am Boden verweilen, beobachtete jedoch die Silhouette, wie sie näher trat. Die Füße des Unbekannten, die den schwarzen Grund berührten, gaben weder ein kleines Geräusch noch einen leichten Abdruck von sich. Komisch...

Immer mehr Schwaden entstanden, aus denen magere Schatten traten. Ihr Anblick, der verhungert und eisig wirkte, ließ es mir kühl den Rücken runterlaufen. Anstatt aber auf diese zu achten, legte ich meinen Blick auf diesen Einen. Der, der als Allererster mir vor die Augen trat. Der, der mich mit seiner dampfenden Gestalt magisch fesselte, und der, der so viel Stärke und Stolz ausstrahlte, welche ich nicht einmal erahnen konnte. Nur er weckte dieses gewaltige Interesse in mir, aber auch

unbewusst Angst. Riesige Furcht...

Sekunden um Sekunden vergingen, bis dieser genau vor meinem erbärmlichen, auf dem harten Gesteinsboden sitzenden Ich stand und herablassend auf mich hinabschaute. Zu neugierig rührte ich mich und sprang fast in die Hocke, doch meine Aktion erkannte er wohl als Fluchtversuch, weshalb ein nicht verblassendes Knurren in seiner Kehle aufstieg und durchs Nichts schallte. Andere Silhouetten hielten inne, bewegten sich kaum bis gar nicht mehr und traten einige Schritte von mir weg.

War derjenige vor mir daran schuld?

Als hätte ich nichts dazugelernt, hievte ich mich hoch und wollte auf jemanden Zierlichen zugehen, aber bevor ich auch nur einen Schritt setzen konnte, wurden mir die Füße unter meinem Körper weggezogen und ich landete, höchst unsanft, auf dem Boden. Die Wucht eines zweiten Körpers hatte mich mit umgehauen!

Starke Hände drückten meine Arme an das unter mir liegende Erdreich, trotzdem versuchte ich immer noch aufzustehen, um mich zu befreien und davonzulaufen.

Vergeblich...

Zappeln, um mich schlagen, treten, nichts schien den Fremden zu stören. Ich schrie, biss, kratzte um mein verdammtes Leben, doch nichts. Keine Reaktion, er wartete.

Auf meine totale Erschöpfung. Sehr wohl wusste dies der Verstand meines Körpers, wehrte sich jedoch weiterhin und schon nach wenigen Minuten des Kampfes lag ich verwundbar und kaputt unter den funkelnd blauen Augen. Amüsiert starrte er mich an, weswegen ich meinen Kopf zur Seite legte und an ihm vorbeisah.

"Schau mich an", hauchte die Person über mir und leckte provokant über ihre vollen Lippen. Auch durch die Dunkelheit hindurch konnte ich diese prachtvollen, leicht geröteten Lippen erkennen, die sich gegeneinander pressten und sich erhofften bald auf andere zu treffen.

Doch mein Verstand verneinte.

Mein Herz verlangte es.

Der Verstand gab mich nicht her.

Das Herz drückte mich ihm entgegen.

"Du willst es doch auch! Ich spüre es! Schau mich an...", verlangend strich die Gestalt mit seinem Handrücken über meine Wange, aber mein Blick blieb dort, wo er war. Auch wenn ich nun mit den Konsequenzen leben müsste...

Ein letztes Mal entwich ihm seine Forderung, ein letztes Mal sah er mich bittend an, eine letzte Chance, jedoch zeigte ich meine kalte Schulter.

Zu meinem Entsetzten fuhr die einst so sanfte Hand kratzend vom Kiefer zu meinem Kinn, um es dort mit dünnen Fingern zu umschlingen und in seine Richtung zu drücken. Schmerzlich aufwimmernd kniff ich die Augenlider so stark zusammen, dass vor meinem inneren Auge schwarze Pünktchen zu tanzen begannen und die Tränen zurückgedrängt wurden. Mein Brustkorb schien bald zu platzen, so schnell hob und senkte er sich. "Schsch... Beruhig dich...", murmelte der über mir und legte seine unglaublichen Lippen an meinen Hals. "Wieso...?" Meine Stimme war brüchig, mit Angst gefüllt und drohte jeden Moment abzubrechen.

"Du kennst doch bestimmt das Sprichwort 'Man kann nicht zugleich vernünftig und verliebt sein' und es stimmt. Verliebt bin ich sehr, doch was meine Vernunft angeht...", säuselte er und begann wieder damit, meinen Kieferknochen mit feuchten Küssen zu benetzen. Dabei fing mein Herz um das Zehnfache zu schlagen an und selbst meine Atmung spielte langsam nicht mehr mit. Ich hob eine Hand und drückte sie dem Fremden an die Brust, sodass er sich von mir löste und hinunterblickte.

"Nicht...", wispernd verflocht er seine Finger mit meinen und legte sie neben meinem Kopf an. „Du, du bist-“, knurrte ich, bevor mein Redefluss durch diese zarten und wundervoll weichen Lippen unterbrochen wurde.

Viel zu überrumpelt und geschockt lag ich an den Erdboden gedrückt. Gar nichts kam bei mir an, nur der leichte Druck seines Mundes auf meinem. Unerwidert, jedoch mit viel mehr Emotionen als bei allen anderen, bewegte er sich über mir.

D-das darf doch nicht wahr sein... Nein... E-er ist doch ein Junge und ich... ich war es auch...

Julia Will 12b Alles, was uns bleibt

Hat sich jemals einer schon einmal gefragt, wie lange es brauchte, bis ein Mensch aus Langeweile starb? Wie oft musste man immer und immer wieder die gleichen Dinge tun? Dem gleichen, unsichtbaren Strom folgen, der einen einfach mitriss, ohne dass man die Chance hatte, zu entkommen?

Wie lange musste man die immer gleiche, verzerrte Fratze im Spiegel betrachten, bis man sich selbst nicht mehr zu erkennen schien? Was brachte einem ein perfekt zubereitetes Essen, wenn man es nicht einmal mehr schmecken konnte, weil es immer dasselbe war?

Gab es überhaupt ein Ende?

Einen Ausweg aus der Leere. Keine kahlen Wände mehr, keine bleiche Fratze im Spiegel, keine dünne Leichenkleidung, keine Schreie und Alpträume mehr in der Nacht und vor allem keine festgefrorenen Marmorgesichter der Ärzte und Doktoren. Denn selbst als der Mann frei war, frei war zu gehen, selbst da veränderte sich die Leere nicht im Geringsten. Es war, als wären alle Farben, Gedanken und Gefühle über die Jahre eingestaubt und zu einer verwaschenen, grauen Masse verkommen. Das Einzige, was den Mann noch aufrecht hielt, schien dieser eine leuchtende Fleck in der grauen Wüste dieser Welt zu sein.

Ungebrochen und unberührt. Voller Hoffnung.

Es war schon lange her, seitdem der Mann das letzte Mal unter einem freien klaren Himmel gestanden hatte. So viele Eindrücke strömten auf den Mann ein, als er über die staubige Erde des ausgetrockneten Kanals ging, der die Stadt vor der Außenwelt versteckte.

Die Sonne brannte sich heiß auf die ungeschützte Haut des Mannes und der vom Sand kräftige Wind machte ihm das Atmen schwer.

Seine nackten Füße gruben sich in den warmen, harten Sand, während dürre Arme sich um die rissige Haut auf ihnen schlangen.

Doch der Mann ging und ging weiter, als wüsste er ein Ziel, als würde es überhaupt einen Weg geben, dem er folgen konnte.

Immer wieder war er gezwungen stehenzubleiben, um überhaupt weitergehen zu können, und die Stunden schlepten sich träge dahin.

Sonne und Mond begannen sich abzuwechseln und schickten ihm abwechselnd brütende Hitze und eisige Stürme. Doch der Mann ging und ging weiter.

Als er dann einmal erschöpft im Schatten eines toten Baumstumpfes ruhte, da begegnete er einem merkwürdigen Tier.

Ein so hässliches Tier mit so großen Stacheln auf dem Rücken und einem so schelmischen Gesichtsausdruck hatte er noch nie zu Gesicht bekommen.

Aber nicht nur das Aussehen des Tieres erschien ihm merkwürdig, sondern auch dessen sonderbares Verhalten.

Während die Tiere, die ihm früher begegnet waren, sich schleunigst aus dem Staub gemacht hatten, wenn sie ihn erblickten, kam dieses Exemplar ohne große Scheu immer näher. Schließlich blieb es nur wenige Schritte von ihm entfernt stehen und blickte ihn unverwandt mit diesen schelmisch glitzernden Augen an.

Stumm musterten sie sich gegenseitig und dem Mann stockte der Atem, als das Tier plötzlich zu ihm sprach.

„Wie erbärmlich...“, schnaubte es herablassend, „...du liegst hier faul im Schatten und nimmst anderen den Platz weg. Hast du nichts Besseres zu tun, als anderen das Leben schwer zu machen?“ Entrüstet wegen dieser unverschämten Behauptung richtete sich der Mann schwerfällig auf. „Du wagst es, mich als erbärmlich zu beschimpfen? Du als hässliches Ungetier, das selbst nur ziellos durch den Staub kriecht?!“, empörte er sich, während das Tier ihn weiter angrinste.

„Weißt du, für jemanden, der genauso wie ich durch den Staub kriecht, bist du schon

ziemlich vorlaut. Immerhin weiß ich, wohin ich gehe und habe einen Ort, zu dem ich immer wieder zurückkehren kann“, lachte es gackernd und kam noch näher an den Mann heran.

„Ja, alles in allem finde ich das ziemlich erbärmlich von dir.“

Der Mann ballte seine Hände um Fassung ringend zusammen und wandte sich schließlich von dem Tier ab.

Wie lächerlich! Warum sollte er sich dieses unnütze Geschwafel anhören müssen? Und dann noch von dieser Abscheulichkeit von einem Tier?!

Mit großen Schritten und schwerem Atem entfernte sich der Mann von dem Tier in die entgegengesetzte Richtung. Doch sogleich holte das Tier zu ihm auf und folgte ihm auf dem Fuße.

„Lass mich allein!“, keifte der Mann. Das Tier aber blieb stur und lächelte seltsam vertraut. „Sag mir... wie lange warst du jetzt schon alleine unterwegs? Lass uns ein Stück zusammen reisen, dann ist es nicht so einsam.“

„Musst du nicht nach Hause? Wartet nicht irgendwo dringend jemand auf dich, sodass du mich in Ruhe lassen kannst?“

„Zuhause?“, erwiderte es lachend. „Mein Zuhause ist hier. Und manchmal ist es da oder dort. Je nachdem, wo ich gerade bin.“ Es deutete auf die übernatürlich großen Stacheln auf seinem Rücken. „Und jetzt ist mein Zuhause dort, wo ich dir erstmal hinfolgen werde.“

Der Mann schwieg genervt und versuchte das Geplapper des Tieres auszublenden, in der Hoffnung, dass es dadurch einfach die Geduld verlieren und gehen würde.

Doch das Tier wich nicht von seiner Seite.

Wie sie beide so gingen, zog erneut ein Sturm herauf und machte ihnen die Weiterreise schwer.

Doch der Mann und das Tier gingen und gingen weiter, als wüssten sie ein Ziel, als würde es überhaupt einen Weg geben, dem sie folgen konnten.

Während sie durch den Sand stolperten, unterhielten sie sich manchmal.

Manchmal beleidigten sie sich gegenseitig, brüllten einander an, nur um im nächsten Moment gemeinsam darüber zu lachen und Scherze zu machen.

So wie die Zeit verstrich, so war die Gesellschaft des Tieres dem Mann nicht mehr so unangenehm.

Die Landschaft um sie herum veränderte sich langsam und stetig. Nun befanden sie sich am Rande der einsamen Stadt und hohe Häuser sowie lange Straßen schlossen sie langsam ein.

Bald darauf begegneten sie einem anderen Tier. Dieses besaß sehr kleine Flügel und zwei monströse Köpfe, die den Mann und das Tier argwöhnisch begutachteten.

„Was wollt ihr hier?“, verlangte der eine Kopf zu wissen.

„Wir sind nur auf der Durchreise“, antwortete das Tier an der Seite des Mannes und musterte seinerseits das schräge Paar.

„Das gestatten wir nicht!“, schnarrte der andere Kopf mit hoher Stimme.

„Und wieso nicht?“, fragte der Mann. „Hier ist genug Platz für uns alle und wir bleiben ja auch nicht ewig. Alles, was wir wollen, ist nur eine Nacht, um uns hier erholen zu können und am nächsten Morgen sind wir auch schon wieder weg.“

„Ihr dringt in unser Zuhause ein, nehmt uns Platz weg und dann behauptet ihr auch noch, dass der geringe Platz reichen würde?“, fauchte der erste Kopf.

„Euer Zuhause?“, wunderte sich der Mann und sah sich auf der verlassenem Straße um.

„Aber hier ist doch nichts.“

„Nichts?! NICHTS?! HIER soll NICHTS sein?!“, empörten sich nun beide Köpfe aufgebracht.

„HIER ist der Ort, wo wir geboren wurden, HIER ist der Ort, an dem wir aufwuchsen und hier ist alles, an das wir uns unser ganzes Leben erinnern!“

„Aber wenn das alles ist, woran ihr euch bisher erinnern könnt, dann ist das doch

ziemlich traurig? Wie könnt ihr sagen, dass hier euer Zuhause ist, wenn ihr noch nie woanders gewesen seid?“, mischte sich nun auch das Tier ein und sah die beiden Köpfe verwirrt an.

Verdutzt aufgrund der Frage des Tieres verstummten die beiden und fanden keine passende Antwort darauf.

Der Mann und das Tier nutzten die Chance, um zu passieren und sich einen Platz für die Nacht zu suchen. Am nächsten Morgen, als der Mann und das Tier den Ort verließen, da folgten ihnen die Köpfe.

An diesem Tag schien die Sonne noch heißer auf den Sand zu scheinen als sonst. Doch der Mann und die Tiere gingen und gingen weiter, als wüssten sie ein Ziel, als würde es überhaupt einen Weg geben, dem sie folgen konnten.

Und wie sie so gingen, da stellten die Köpfe dem Tier Fragen zu dessen Reisen und den Orten, an denen es schon gewesen war. Mit dem Mann tauschten sie Nebensächlichkeiten aus und bald darauf war die Luft erfüllt von Abenteuergeschichten und alten Erzählungen.

Ihre erschöpften Glieder trugen sie nach einer Weile zu einem verlassenen Bauernhof mit einer so großen Scheune, dass hunderte von ihnen darin Platz gefunden hätten.

In der Scheune begrüßte sie ein weiteres Tier mit langem glatten Pelz und großen Ohren und Augen. An die Seite des pelzigen Tieres presste sich ein zweites, viel zu kleines Tier, das fast genauso aussah wie das, an das es sich kuschelte.

Das pelzige Tier lud sie zu sich in die Scheune und lauschte ihrer Geschichte interessiert. „Also weißt du nicht, wohin dich die Reise führen wird?“, fragte das pelzige Tier den Mann und drückte sich mitfühlend an seine Seite.

„Hast du niemanden, der auf dich wartet? Kein Zuhause, wo jemand ist, der dich liebt und an dich denkt?“ Verneinend schüttelte der Mann den Kopf und schaute in die traurigen Augen des pelzigen Tieres.

„Aber jeder sollte doch so fühlen können!“, meinte das pelzige Tier bestimmt und sah auf sein Junges hinunter. „Jeder sollte sich beschützt und geliebt fühlen können und das jeden Tag im Jahr!“ Stille legte sich über die Gruppe und alle Anwesenden wussten, dass das pelzige Tier und sein Junges sie am nächsten Morgen begleiten würden.

Der Morgen kam und die Gruppe machte sich nun mit ihrem Zuwachs auf den Weg. Das pelzige Tier passte auf, dass die Gruppe beisammen blieb und kümmerte sich, wenn es einem von ihnen schlecht ging, während sein Junges aufgeregt um sie herumhoppste und so alle zum Lachen brachte.

Schon bald begann es heftig zu regnen und sie mussten eng beieinander gehen, um sich nicht zu verlieren.

Doch der Mann und die Tiere gingen und gingen weiter, als wüssten sie ein Ziel, als würde es überhaupt einen Weg geben, dem sie folgen konnten.

Der Mann fühlte sich mehr und mehr mit seinen Begleitern verbunden und konnte sich gar nicht mehr vorstellen, ohne sie weiterzureisen. Doch die düsteren Gedanken der Vergangenheit ließen den Mann nicht los und er wusste nicht mehr, was er denken oder fühlen sollte.

An einem düsteren Tag jedoch waren die Köpfe, das pelzige Tier und sein Junges spurlos verschwunden. Der Mann stand verlassen mit dem Tier, das ihm seit Beginn gefolgt war, auf einer Waldlichtung und sah sich verzweifelt nach den anderen Tieren um.

Diese kamen aber nie wieder zu ihnen zurück.

„Warum? Warum sind sie gegangen?“, fragte er mit erstickter Stimme. „Wir haben früher jeden Tag zusammen verbracht... und jetzt bist du ein völlig anderer Mensch geworden. Du bist es, der sich entfernt. Nicht sie“, antwortete das Tier ebenfalls mit trauriger Stimme.

„Was meinst du?“, fragte der Mann. „Du weißt, wovon ich rede“, murmelte das Tier. Und der Mann verstand. Er wandte sich zum Gehen.

„Bleib“, meinte das Tier plötzlich aufgebracht und der Mann sah es erschrocken an. „Du weißt, das kann ich nicht.“ „Und du weißt, dass das Schwachsinn ist! Nichts hat sich je nach so einem Zuhause angefühlt wie die letzte Zeit! Du kannst jetzt nicht einfach gehen und all das... verleugnen!?“ Der Mann schwieg und entfernte sich immer weiter von der Lichtung. „Das, was dich dazu bringt, aufzugeben, sind nichts als Ausreden. Ausreden, weil du nicht realisieren willst, was für ein Versager du bist. Und weißt du was... Wenn du wirklich aufgeben willst, dann verschwinde doch! Verschwinde und komm nie wieder! Denn ich werde dir dann garantiert nicht mehr auf die Beine helfen, wenn du den Boden unter den Füßen verlierst. Denn dann ist das nicht mehr mein verdammtes Problem!“

Und der Mann versank in den Schatten.

Als er das nächste Mal seine Augen öffnete, begrüßte ihn die bekannte Leere. Dieselbe verzerrte Fratze blickte ihm im Spiegel entgegen, während die bleichen Ärzte um ihn herum wuselten. Er hatte seine Freiheit aufgegeben. Sein Zuhause und die Stimmen der Vergangenheit, die ihn eben besucht hatten. So wie immer. Denn das war alles, was ihm blieb. Schließlich hatte er sie alle selbst von sich gestoßen. Denn den Weg des Todes, den konnte er nur alleine gehen.

Alina Kusnirik 11b Diese speziellen Tage

Manchmal läufst du der Liebe nach. Manchmal kommt sie dir entgegen. Und manchmal, da hängt sie sich dir um den Hals ...

Alles Metaphern für die Begegnung mit der Liebe. Oder genauer, in diesem Fall richtiger, denke ich, die Begegnung mit der Person, in die man sich verliebt. Die ersten zwei sind recht eindeutig. Erstere: Man sucht nach jemandem zum Lieben. Oder, so könnte eine zweite Bedeutung sein, die empfundene Liebe ist einseitig, geht nur von einem selbst aus, und man kann nicht akzeptieren, dass der andere die Gefühle nicht erwidert. Die zweite: Die geliebte Person sucht jemanden zum Lieben oder findet denjenigen zumindest, man begegnet sich mehr oder weniger zufällig. Die letzte Metapher ist aber für mich die, die wohl am ehesten zutrifft. Man könnte sie durchaus positiv interpretieren, als den geliebten Menschen, der die Arme um deinen Hals legt zur Begrüßung, weil er sich so freut, dich zu sehen. Manchmal aber, und so ist es in meinem Fall, ist die Liebe, die du empfindest wie eine Schlinge, die dir die Luft abschnürt und dich zu ersticken droht.

Manchmal tut dies aber nicht die Liebe selbst oder die geliebte Person. Es ist dann vielmehr so, dass ihr beide in dieser Schlinge steckt. Dass *wir beide* in dieser Schlinge stecken.

Und es gibt Tage, an denen dies besonders deutlich wird.

Mein Süßer lädt mich zum Abendessen ein. Das tut er oft und das schätze und mag ich sehr und ich freue mich darüber. An diesen speziellen Tagen, von denen wir in diesem Jahr mindestens einmal im Monat einen haben, ist immer etwas anders als normalerweise. Ich merke es, wenn so ein Tag kommt, schon bei seinem Anruf. Seine Stimme klingt dann leise, langsam, brüchig, wie die Stimme von jemandem, der vor Kummer, Unsicherheit oder Angst sie nicht weiter heben kann, um nicht die Kontrolle über sich selbst zu verlieren. Natürlich gehe ich zu ihm. Ich gehe immer zu ihm, wenn ich die Möglichkeit habe.

Es läuft immer gleich ab. Er öffnet die Tür, lässt mich hinein, umarmt mich, küsst mich, wir setzen uns an den Tisch, er stellt uns beiden eine dampfende Schüssel hin, wir essen, reden. So ist es auch an normalen Tagen, doch an normalen besitzt er diese Aufgewecktheit, die ich so sehr an ihm liebe. Wir sprechen über das Studium, die Familie, Politik, Geld, Zukunftswünsche, Gott, lustige oder aufregende Dinge, die uns gerade widerfahren sind oder in unserer Kindheit, dann wieder über die Familie und dann wieder über Gott. Doch an diesen speziellen Tagen ist er niemals aufgeweckt und schon gar nicht fröhlich. Er ist dann unruhig, zerstreut, in sich gekehrt. Und er legt seinen Kummer, seine Unsicherheit, seine Angst den ganzen Abend lang nicht ab. Und er gibt sein Empfinden an mich weiter. Es ist unangenehm,

es zu haben, aber nicht so unangenehm, wie nicht bei ihm zu sein. Wir sprechen dann über Belangloses, was nicht viel Konzentration erfordert: das Wetter beispielsweise, meistens über das Wetter, oder noch zu erledigende oder schon erledigte Aufgaben im Haushalt. Das sind dann drei bis zehn Sätze und dann schweigen wir. Jeder hat seine eigenen Gedanken im Kopf, rührt in seiner Schüssel und kann sich am Ende nicht erinnern, gegessen zu haben, obwohl die Schüssel leer und der Magen voll ist. Es sind diese speziellen Tage, die ich meine, an denen mein Süßer sich vorgenommen hat, unsere Beziehung zu beenden und wir beide wissen, dass er es doch nicht tun wird.

Er kocht meistens Eintopf, wenn ich zu Besuch komme. Nicht, dass er nichts anderes kochen könnte oder wollte. Es liegt nur daran, dass er gerne Eintopf isst. Er ist gewiss kein Gourmetkoch und kocht auch nicht so gut wie meine Mutter, aber man wird immer davon satt und, und da bin ich mir sicher, es ist immer besser, als etwas, was ich zubereiten könnte.

Er sagt, und diese Geschichte habe ich mindestens schon zwanzigmal gehört, dass er alle seine Eintopfrezepte von seiner Oma habe und dass diese, sage und schreibe, zweiundfünfzig verschiedene Eintöpfe zubereiten könne. Ob das stimmt, weiß ich nicht. Ich kenne seine Oma nicht und auch sonst niemanden aus seiner Familie. Das ist eine alte Abmachung von uns. Es sollte möglichst niemand wissen, dass ich überhaupt existiere. Das klingt vielleicht hart, aber da besagte Abmachung auf Gegenseitigkeit beruht, ist sie durchaus gerecht. Auch unsere Freunde an der Universität, durch die wir uns kennen lernten, wissen nicht, dass wir uns privat treffen, davon, dass wir ein Paar sind, ganz zu schweigen. Es ist nicht so, dass wir uns einander schämen würden, es wäre nur einfach, sagen wir: *ungünstig*, wenn sie von unserer Beziehung wüssten.

Mein Süßer studiert Theologie, ich Biologie. Uns beiden gefällt das Studium und zu unseren Lieblingsbeschäftigungen gehört es, über die Parallelen dieser beiden Wissenschaften zu philosophieren. Dennoch eröffnen sich uns weder durch die Theologie noch durch die Biologie die Lösungen für unser Beziehungsproblem. Und da auch die Politik und, ich schwöre es bei Gott, der Rest unserer Welt und des Universums unserer Beziehung nicht wohlgesonnen sind, macht es das für uns nur schwerer.

Mein Süßer hat sich lang gegen unsere Beziehung gesträubt. Ich habe ihn tausendmal gefragt, ob er nicht mein fester Freund werden wolle. Nein, sagte er und das neuhundertneunundneunzigmal, was würde die Familie sagen, die Freunde von der Universität, wenn sie es herausfänden? Ein Riesenskandal wäre das. Was täten wir, wenn dies geschehe? Und was würde Jesus dazu sagen? Oh Gott, was würde Jesus nur dazu sagen... Er liebe mich, ja, er liebe mich von ganzem Herzen, sagte mein Süßer, von ganzem Herzen liebe er mich, aber Gott sehe alles, man dürfe sich nicht gegen Gott wenden, keinesfalls dürfe man sich gegen Gott wenden, eine Beziehung mit mir, das ginge nicht, wirklich nicht. Bei aller Liebe, wirklich nicht...

Und nach jeder dieser neuhundertneunundneunzig Verneinungen seinerseits und dem Wortschwall, den diese beinhalteten, musste er sich setzen und sich anschließend betrinken, um sich wieder zu beruhigen. Er konnte wirklich *hysterisch* werden. Eine seltene Eigenschaft bei einem Mann, finde ich. Aber sie stört mich nicht. Sie gehört zu den Dingen, die ihn einzigartig machen.

Nun ist es folglich nicht verwunderlich, dass ich mich an den Tag, an dem er „Ja“ zu mir sagte, genau erinnern kann.

Es war mein Geburtstag. Ein fantastischer Geburtstag. Alle meine Verwandten kamen, auch die, die ich nur selten sah. Meine Mutter kochte zu Abend, man aß, erzählte Geschichten, lachte, trank. Natürlich kam mein Süßer nicht. Das war selbstverständlich und wir beide wussten es, obwohl wir nicht darüber gesprochen hatten. Und so verursachten meine jugendliche Liebe und der Alkohol die Idee, meinen Verwandten eine gute Nacht zu wünschen, mich in mein Zimmer

zurückzuziehen, die Tür zu verriegeln und klammheimlich aus dem Fenster zu klettern. Es waren die Liebe und die Abenteuerlust, etwas Verbotenes und Gefährliches zu tun, die mich zu ihm trieben. Er hatte eine eigene Wohnung, wohnte allein; er war älter und seine Eltern hatten Geld. Er öffnete die Tür schon im Schlafanzug. Er sagte, er habe nicht mehr mit mir gerechnet. Es sei leichtsinnig zu kommen, so eine Kühnheit kenne er nicht von mir, es sei... sei schön, dass ich doch noch gekommen war. Er ließ mich eintreten. Es war fast zwei Uhr morgens. Er ließ mich Platz nehmen. Er habe ein Geschenk für mich, sagte er. Das sei nicht nötig, erwiderte ich, er müsse mir doch nichts kaufen. Keine Sorge, entgegnete er, er habe nichts gekauft. Ich war beinahe beleidigt über die Selbstverständlichkeit, mit der er dies aussprach. Er habe mir Kuchen gebacken, ergänzte er und stellte einen Teller mit einem Stück davon vor mir auf den Tisch. Ich hatte am Abend schon zu viel gegessen, aber seinen Kuchen abzulehnen, dieser Gedanke kam mir keine Sekunde. Er schmeckte so unglaublich gut, ich sagte, es sei mir egal, ob er mein fester Freund sein wolle, ich ließe ihn sowieso niemals mehr gehen. Dann habe er ja keine Wahl, entgegnete er und lächelte.

Ich ging in dieser Nacht nicht mehr nach Hause.

Ich glaube, die Wochen danach waren die glücklichsten unserer Beziehung. Wir waren unzertrennlich, auch nur eine Minute ohne den anderen zu überleben, schien unmöglich. Zu warten bis zum Abend, zur schützenden Dunkelheit, die mich zu ihm nach Hause und in seine Arme führten, war eine Qual. Aber am schlimmsten waren die anderen Paare, wie sie, sich an den Händen haltend, über das Universitätsgelände wandelten, sich küssend und einander zärtliche Worte zuflüsternd. Wir dürfen das nicht. Es ist einfach nicht gerecht. Mehr noch: Es ist unerträglich. Besonders dann, wenn wir glücklich sind, ist es unerträglich.

Einer der Professoren unserer Universität ist Antisemit. Es gibt noch mehr, aber von diesem wissen es alle. Ich interessierte mich eigentlich nicht für ihn. Aber es kam ein Ereignis, welches bewirkte, dass ich es schließlich doch tat und natürlich hatte es mit meinem Süßen und mir zu tun.

Der Professor sagte, die Juden seien krank und pervers, weil sie ihre Söhne beschnitten. Mein Süßer antwortete ihm, zur Entstehungszeit des Judentums und noch viele Jahrhunderte danach hätten die Menschen unter schlechten hygienischen und medizinischen Bedingungen gelebt und das Entfernen der Vorhaut diene dazu, zu verhindern, dass sich dahinter Schmutz und Keime sammelten, die zu Krankheiten führen. Daher sei die Beschneidung aus gesundheitlichen Gründen sogar sehr vorteilhaft gewesen. Der Professor schlug ihm ins Gesicht und als ich ihm wenig später noch auf dem Universitätsgelände ein Pflaster auf die entsprechende Stelle klebte, fragte man ihn von allen Seiten, warum er so gehandelt habe und er sagte nur (kaum hörbar und mehr zu sich selbst als für alle anderen), Jesus sei doch auch Jude gewesen.

Mein Süßer erhielt an diesem Tag viel Lob dafür, dass er so für seine Ideale einstand und wurde „guter Christ“ genannt, aber uns beide erinnerte der Vorfall nur daran, wie riskant es war, sich für sich selbst und andere einzusetzen.

Der Vorfall und die Erkenntnis, die wir daraus gezogen hatten, setzten ihm noch lange zu. Seine Angst wuchs. Er fürchtete, man könne unsere Beziehung genauso verachten, wie dieser Professor die Juden. „Man“ wohl gemerkt. Nicht nur einer, sondern alle. Meinen Hinweis, er habe auch viel Zuspruch bekommen, weil er sich gegen den Professor aufgelehnt hatte, und dass man mit unserer Beziehung ähnlich verfahren könnte, beachtete er gar nicht erst. Wir glaubten mir beide nicht. Unsere Situation ist eine völlig andere. Seine Angst und Unsicherheit wurden so groß, dass er den Kontakt zu mir mehrere Wochen abbrach.

Es machte mich ganz verrückt. Ich schrieb dir SMS, Mails, rief dich auf dem Handy an und auf dem Festnetz, ging jeden Tag zu dir nach Hause, wohl wissend, dass du manchmal da warst, denn das Licht brannte und dass du dich schlicht weigertest zu

öffnen, besuchte tags wie nachts die Kirche, in die du gingst und trug schließlich das volle Risiko, als ich deine Studienkollegen fragte, wie ich zu dir durchdringen konnte, denn auch in der Universität miedest du mich. Und hätte ich die Adresse deiner Eltern gewusst, hätte ich auch sie gefragt.

Hatte dich der Gewaltakt dieses Professors seelisch so verletzt, so schockiert, so verängstigt, dass du jedes bisschen Liebe, das du für mich empfindest, aus dir austreiben musstest? Und meine durch deine Abgeschottetheit ebenso? Waren wir wirklich solche Verbrecher, solche Monster?

Gerade als ich die Hoffnung aufgab, jemals wieder bei ihm sein zu können, kam er zu mir zurück. Es war mitten in der Nacht. Er klopfte an mein Fenster. Als ich registrierte, dass er es war, sprang ich von meinem Bett auf, riss das Fenster auf, schlang die Arme um seinen Hals und überschüttete ihn mit Küssen. Daran, dass meine Eltern vielleicht aufwachen könnten, dachte ich nicht. Ich sagte, ich habe überall versucht, ihn zu erreichen, dass ich dachte, es sei endgültig aus. Es tue ihm schrecklich, schrecklich leid, erwiderte er. Er wisse, wie sehr er mich verletzt habe. Er habe viel nachgedacht in den letzten Wochen. Über uns und unsere Beziehung und was Gesellschaft, Staat und Gott wohl über uns denken mögen. Ich fragte, zu welchem Schluss er gekommen sei. Dass wir schlimme Sünder und Verbrecher seien, antwortete er, aber er habe es schlicht nicht mehr ausgehalten, noch länger von mir getrennt zu sein. Ich empfand nie eine größere Rührung als bei diesen seinen Worten. In diesem Moment dachte ich, kein Mensch und keine höhere Macht könnten uns je auseinanderreißen.

Aber Angst und Zweifel waren tief in uns verankert, in ihm noch mehr als in mir und auch Liebe ist nicht unverwundbar, unsere ist es nicht. Auch die wiederentflammten Gefühle dieser Nacht seiner Rückkehr blieben nicht unversehrt. Dieser Professor hatte uns einen Denkkzettel verpasst, der wie ein Felsbrocken auf uns lastete. Aber eigentlich kam er nicht von ihm, er hatte uns ihn nur schlagkräftig bewusst werden lassen: Es ist gefährlich, anders zu sein. Vor allem meinem Süßen war dies in der Zeit seiner Abwesenheit klar geworden. Und das ertrug er nicht. Den Konflikt zwischen seiner Liebe zu mir und der gesellschaftlichen Verachtung, die man uns entgegenbringt, den erträgt er nicht. Und das, obwohl doch niemand von uns weiß. Niemand von uns wissen darf.

Bald darauf kam der erste dieser speziellen Tage, an dem er mich mit gebrochener Stimme anrief, um mich wie üblich zum Abendessen einzuladen. Ich dachte zuerst, er sei krank. Vielleicht war er das auch. Vor Kummer. Und obwohl er sich jedes Mal vornimmt, sich von mir zu trennen, tut er es nie. Obwohl eine Trennung alles leichter, alles sicherer machen würde. Die Liebe ist eine Rose aus Stahl: robust, widerstandsfähig und oft schwer zu tragen. Aber vor allem atemberaubend schön. Wir erfuhren die Neuigkeiten über das Fernsehen. Mein Süßer saß neben mir auf der Couch. Wir waren wie immer bei ihm. Es war der 30. Juni 2013. Unser Präsident hatte ein Gesetz unterzeichnet, das positive und neutrale Äußerungen über die Homosexualität in Medien sowie in Gegenwart von Minderjährigen verbietet. „Iwan, die Welt ist *entsetzlich*“, klagte mein Süßer und war den Tränen nahe, als er es hörte. „Was haben wir getan, dass sie uns so sehr *hassen*?“

C. Heise